Sammlung interessanter Lebensbeschreibungen, Meinungen und Schiksale merkwürdiger Personen.

Zweiter Theil.

Leben Melanchthons.

Zofingen. 1798.

Philipp Melanchthons

Leben

ein

Seitenstük zu Luthers Leben

von

demselben Verfasser.

Zofingen. 1798.

Vorrede.

Man hat das Leben Luthers mit einigem Beifall aufgenommen und mich hin und wieder aufgefordert, in ähnlicher Manier das Leben seines großen Mitarbeiters zu bearbeiten.

So wenig ich nun der Mann bin, dem eine zum Theil erträgliche Arbeit gleich ein übereiltes Selbstvertrauen einflößen kann, so hatte doch jene Aufforderung den Einfluß, daß ich die Materialien zu dieser Geschichte mit großer Mühe, so viel mir in meinen Umständen möglich war, nach und nach sammelte. Ich fieng an, mir immer das merkwürdigste aufzuzeichnen, und so entstand gegenwärtige Schrift, die nicht etwa für Forscher der Kirchengeschichte, sondern nur zur Lektüre für diejenigen bestimmt ist, die sich gern über diesen Mann nothdürftig unterrichten wollen.

Mein geringes Verdienst liegt vielleicht nur in dem Fleiße, mit welchem ich Melanchthons Schriften, und

insbesondere seine Vorreden und Briefe benuzt habe. Ich habe daher viele Stellen, noch außer denen, welche schon der selige überaus verdienstvolle Strobel gesammelt hat, ausgehoben, und in einer deutschen Uebersezung bei Gelegenheit eingeschaltet. Es ist nicht nur überhaupt schön, wenn man einen Mann über seine jedesmalige Lage selbst sprechen hört, sondern solche Aeusserungen liefern auch hin und wieder Aufschlüsse und Bemerkungen, die selbst dem Geschichskundigen willkommen sein müssen.

Wenn ich übrigens über manche Punkte nur wenig gesagt, und manches ganz weggelassen habe, so bitte ich mich nach dem Zweke eines Lesebuchs zu beurtheilen. Habe ich aber Fehler in anderer Hinsicht begangen, wie ich von meinem Selbstbewußtsein belehrt sehr gern eingestehe, so muß ich mich freilich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Melanchthons Geburt und ersten Lebensjahre.

Das große Werk des sechszehnten Jahrhunderts, dessen überaus wohlthätigen Folgen sich noch bis auf unsere Zeiten verbreitet haben und noch auf die folgenden Jahrhunderte hinausreichen werden, hat eine Menge von Männern dem Andenken der Nachwelt aufbehalten, welche an demselben auf irgend eine Art Antheil nahmen. Ihr Andenken wird nie erlöschen, so lange man sich noch an jene wichtige Begebenheit selbst erinnern wird. Und wenn es nicht nur für den Beobachter der Weltbegebenheiten, sondern für jeden vernünftigen Menschen ein besonderes Interesse hat, diese große Veränderung selbst genauer kennen zu lernen, so ist die Erzählung von dem Leben und Handlungen dieser Männer zugleich mit in dieses Interesse verwikelt. Denn wer weiß nicht, daß man eine Begebenheit nur dann nach ihrem Ursprunge, Triebfedern, Fortschritten und Wirkungen beurtheilen kann, wenn man die Theilnehmer und Urheber derselben gekannt und beobachtet hat.

Zu diesen Theilnehmern der Reformation — denn welches größere Werk hätte das genannte Jahrhundert aufzuweisen? — gehört nun unstreitig auch der Mann, mit welchem wir gleich mehrere Bekanntschaft machen werden.

Philipp Melanchthon, oder wie eigentlich sein deutscher Name war, Schwarzerd, wurde gebohren den 16. Februar 1497. Unter allem, was man von Bretten, einer kleinen Stadt in der Unterpfalz, merkwürdiges zu sagen weis, ist wohl der Umstand der wichtigste, daß sie dieses berühmten Mannes Geburtsort ist. Schwerlich würde auch sein Vater George Schwarzerd noch anderswo in der Geschichte genannt werden, wenn es nicht in der Lebensbeschreibung seines merkwürdigen Sohnes geschähe. Denn ob er gleich sonst ein Mann war, welcher an allen Orten, wo er sich aufhielt, einen guten, unbescholtenen Ruf sich zu erwerben wußte, so ist doch dies noch nicht hinlänglich, um der Nachwelt bekannt zu seln. Indessen war er seiner Zeit kein ganz unbekannter Mann. Er besaß eine vorzügliche Geschiklichkeit in der Stükgiesserei und in der Verfertigung von Kriegswaffen. Seine Kenntnisse in diesen Arbeiten erwarben ihm eben so sehr die Gunst als die Bekanntschaft vieler deutscher Fürsten, so wie sie ihm auch zugleich ein Mittel war, sich und seiner Familie nothdürftigen Unterhalt zu verschaf-

sen. Denn reich wollte er nicht werden, wenn er es auch gekonnt hätte. Sein Charakter hatte überhaupt sehr viel eigenthümliches. Aufmerksamkeit erregte seine Treue und Verschwiegenheit. Nichts haßte er mehr, als wenn jemand ein gegebenes Versprechen nicht hielt oder anvertraute Geheimnisse verrieth. Hier nur einige Züge, die seinen Charakter ins Licht stellen werden! So hatte ihm einmal jemand ein Geheimnis anvertraut, er wolle binnen einiger Zeit eine gewisse Person heyrathen, wovon aber vor der Hand niemand etwas wissen dürfe. Nun traf es sich aber, daß die Sache bald ruchbar wurde, weil eben der Freund zu der Art Leuten gehörte, welche manche Dinge wollen geheim gehalten haben und sie doch aus einer gewissen Geistesschwäche jedem, der ihnen in den Weg kömmt, mittheilen. Was that nun George Schwarzerd? Voll von Angst und Besorgnis, sein Freund möchte auf ihn Argwohn des ausgeplauderten Geheimnisses werfen; reisete er in der schlimmsten Witterung zehn Meilen weit zu Fuße zu demselben, aus keiner andern Ursache, als um sich des möglichen Verdachtes wegen zu rechtfertigen.

Ein andermal hatte er versprochen, zu einer bestimmten Stunde an einem gewissen Orte zu erscheinen. Unglüklicher Weise hatte er sein Versprechen aus der Acht gelassen. Jezt aber, nach

Verfluß der bestimmten Zeit, eingedenk seines gegebenen Versprechens, lief er nicht nur eilig an den verabredeten Ort hin, sondern erschien auch vierzehn Tage hintereinander an demselben, so wenig auch nun seine Gegenwart nöthig war, blos um zu zeigen, wie sehr ihn sein nicht gehaltenes Versprechen gereue und schmerze. Wer muß einen solchen Mann nicht lieben, wenn man auch nicht jede Sonderbarkeit billigen kann?

Mit dieser seiner Gewissenhaftigkeit stand seine Liebe zu Gott und der Religion in gleichem Verhältnisse. Seine Urtheile über die Art Gott zu verehren, wichen freilich von den Vorstellungen seiner abergläubischen Zeitgenossen nicht im mindesten ab. Und unsere bessern Einsichten berechtigen uns, das, was man in diesem Punkte von ihm weis, für ängstlichen Aberglauben und Schwachheit zu halten. So erzählt man, daß er jede Nacht um zwölf Uhr aus seinem Bette aufzustehen pflegte, um einige Gebetsformeln herzusagen. Und hatte irgend ein Zufall eine Ausnahme von dieser Gewohnheit verursacht, so war er den ganzen Tag mit sich selbst nicht zufrieden. So viel von dem Vater Melanchthons, mit dem meine Leser, die jene Zeiten der Finsternis immer vor Augen behalten, doch wohl noch zufriedner sein möchten, als er mit sich selbst war.

Hier noch eine Anmerkung, die sich recht gut

machen läßt, ohne der folgenden Erzählung vorzugreifen. Wenn es nämlich die Erfahrung lehrt, daß körperliche Beschaffenheiten und Temperamentsfehler der Eltern zuweilen auf die Kinder forterben, so finden wir hierin vielleicht einen unerwarteten Aufschluß, wenn wir in dem Sohne etwas ähnliches von der Aengstlichkeit seines Vaters antreffen werden.

Melanchthons Mutter Barbara war eine Tochter Johann Reuters, des damaligen Amtmanns zu Bretten. Sie hatte schon das mit ihrem Gatten gemein, daß sie in gleichem guten Rufe stand. Aber auch ausserdem stimmte ihr beiderseitiger Charakter und Denkungsart sehr gut zusammen. Und selten werden zwei Ehegatten sich so gleich sein, als diese es waren. Auch sie hatte manches sonderbare und abergläubische in ihren Gesinnungen. Schon der Umstand kann davon ein Beweis sein, daß sie ihren Gatten blos deswegen gewählt haben soll, weil er die erste Mannsperson war, die ihr an dem Tage zu Gesichte kam, als ihr die Nacht vorher von Heyrathen geträumt hatte. Ein Glük, daß ihre Wahl dennoch so gut ausfiel. Ein noch grösseres Glük, daß wir in Zeiten leben, wo solche abergläubische Merkmale und Beobachtungen als Lächerlichkeiten erscheinen, die als solche auch dem geringsten Verstande einleuchten. Wer aber jene Zeiten kennt,

der wird solche Dinge sehr gewöhnlich, und eben darum an Melanchthons Eltern sehr verzeihlich finden.

Wäre indessen unser Melanchthon in dem väterlichen Hause ganz erzogen worden, so hätte vielleicht die Denkungsart der Eltern auf den Sohn übergehen können, und die Reformation hätte einen Theilnehmer und Gehülfen weniger gehabt. Allein Melanchthon war kaum eilf Jahr alt, als sein Vater starb. Leztern forderte nämlich sein Beruf auf, in dem Baierschen Kriege, welcher im Jahre 1504 ausbrach, sich nach Manheim auf Befehl seines Fürsten zu begeben, um immer neue Kriegswaffen und Kanonen herbeizuschaffen. Hier hatte er das Unglük, in eine langwierige Krankheit zu verfallen. Man hat vielerlei über die Ursachen derselben erzählt und unter andern vorgegeben, ein Brunnen, aus dem er getrunken habe, sei vergiftet gewesen. Dies sucht man dadurch wahrscheinlich zu machen, weil alle seine Begleiter, die von demselben Wasser getrunken hatten, innerhalb eines Jahres gestorben wären. Doch diese Untersuchung gehört nicht zur Sache. Genug sein Fürst, der ihn als einen sehr brauchbaren Mann kannte, wandte alle nur mögliche Sorgfalt an, um sein Leben zu retten. Eine Frucht dieser Sorgfalt war es vielleicht, daß er doch noch einige Jahre lebte, wiewohl immer siech und kränklich. Wie viel der junge Melanchthon bei der

Nachricht von der Krankheit seines Vaters gelitten habe, erzählt der erstere selbst: „Ich hatte, „wie Kinder sind, noch nie an Krankheit und Tod „gedacht, hatte auch niemals einen Kranken oder „Todten gesehen. Als mir daher die Mutter sagte: der Vater ist krank, mußte ich erst fragen, „was das zu bedeuten hätte. Sie hatte mir aber „kaum einen Begrif davon gemacht, als ich mich „vor Schmerz nicht zu fassen wußte. An jenen „Tag meines Lebens denke ich allemal zurük, so „oft ich von einer Krankheit höre."

Der unschuldige Knabe! Sein Schmerz war gewiß noch größer, als sein Vater wirklich den 27. Oktober 1507 in einem Alter von 47 Jahren mit Tode abgieng. Melanchthon war, gerade zehn Jahr alt und wurde noch an das Krankenbette seines Vaters zwei Tage vor dem Tode desselben gerufen. „Ich erinnere mich noch, schreibt „er, daß mein Vater mich vor seinem Ende zur „Gottesfurcht ermahnte und mich dem Schuze des „Allmächtigen empfahl. Dabei sprach er viel von „schreklichen Veränderungen der Welt, die zu fürchten wären. Ich habe, hörte ich ihn reden, viele „und große Dinge in der Welt erlebt, aber es „stehen noch größere bevor. Gott mag dich leiten und regieren!"

Er hinterließ ausser unserm Melanchthon noch einen Sohn George und drei Töchter. Ohne Va=

ter und Versorger befand er sich mit seinen Geschwistern freilich nicht in dem besten Zustande. Doch auch an ihm wurde es wahr, womit er späterhin einen jungen Menschen tröstete, welcher frühzeitig seinen Vater verloren hatte: „Nicht immer sind die Eltern das Glük ihrer Kinder. Nicht „selten gedeihen Kinder besser, die frühzeitig Waisen werden. Man hat zu oft die Erfahrung gemacht, daß die Liebe, Bitten, Fürsprache und „Unterstüzung der Eltern den Kindern eine Ruhebank sind, auf welche sie sich legen und schlafen."

Es war ein Glük, daß der Großvater von mütterlicher Seite sich der beiden Söhne annahm, und sich der Sorge für ihre Erziehung unterzog. Er ließ sich die physische Bildung seiner beiden Enkel eben so angelegen sein, als die moralische, so gut man sie nach den damaligen Begriffen von Erziehung geben wußte. Schade, daß seine Fürsorge nicht von längerer Dauer war, und seine gute Absichten sobald durch sein Ableben, das nicht lange darauf erfolgte, vereitelt wurden. Noch größerer Schaden wäre es gewesen, wenn er nicht noch kurz vor seinem Tode seinen beiden Enkeln einen besondern Privatlehrer bestellt hätte. Dieser junge Mann, Namens Johann Unger, war seiner Kenntnisse und moralischen Charakters wegen gleich liebenswürdig. Unter dessen Anleitung lernte Melanchthon die Anfangsgründe in

den Wissenschaften und dies zwar mit sehr glüklichem Erfolg. Man bemerkte frühzeitig an ihm eben so viel Lernbegierde als natürliche Fassungskraft. Denn beides muß miteinander sein, wenn man sich im Studieren Fortschritte versprechen will. Sein Lehrer hatte überdies die überaus lobenswürdige Gewohnheit, mehr durch Fragen, als durch Lehren seine Schüler zu unterrichten. Ich schließe dies aus einer Aeusserung Melanchthons: „Mein erster Lehrer, schreibt er, ließ mich mehr „reden, als ich manchmal wollte. Das Fragen „hatte gar kein Ende; aber ich danke es ihm.“ Und wer weis nicht, daß auf diesem Wege der Verstand junger Seelen am leichtesten entwikelt und gebildet wird?

Wenn jugendliche Eindrüke oft auf das ganze Leben Einfluß haben und nicht so leicht wieder vertilgt werden können, so war vielleicht eben dieser Mann für Melanchthons ganzen Charakter von nicht geringer Wichtigkeit. Er pflegte nämlich immer die Regel im Munde zu führen: „Sei vorsichtig und nachgebend!“ cave ac cede. Wer da weis, wie leicht solche Gemeinsprüche, von Lehrern gebraucht, auf die Gemüther ihrer Zöglinge übergehen, der wird die Sache gewiß der Aufmerksamkeit werth halten. Ich bitte wenigstens diesen Umstand nicht zu vergessen. Viellechit kann er dazu dienen, uns in der Folge manches Licht

über Melanchthons Denkungsart und Verhalten zu geben.

Unterdessen erwarb der Knabe die Liebe aller, die ihn kennen lernten. Eine natürliche Folge seiner guten Aufführung und seines Fleißes! Hierzu kam der Umstand, wodurch sich junge Leute nicht wenig empfehlen können, daß er mit seiner natürlichen Lebhaftigkeit und Munterkeit eine anständige Bescheidenheit und Sanftmuth verband. Er war überaus gesprächig und gab, wenn er gefragt wurde, immer lebhafte und naive Antworten. Aber sobald eine erwachsene Person anfieng zu reden, so schwieg er augenbliklich. Und man mußte ihn ausdrüklich wieder auffordern, wenn er wieder ein Wort sprechen sollte. Tadelte man ihn, so suchte er es zu verbessern und fragte wohl zehnmal: Ob es nun so, wie er es nun mache, besser wäre? Lachte man aber über ihn, so war sein Gemüth zu weich, als daß nicht gleich Thränen aus seinen Augen hervorbrechen sollten. Männer, die ihn in seiner Jugend gekannt hatten, haben dieses Gemisch von Lebhaftigkeit und Zartheit seines Geistes hin und wieder bezeugt.

Eben so wenig misfiel seine etwas stotternde Aussprache. Sie schien im Gegentheil seine jugendliche Geschwäzigkeit nur destomehr zu kleiden. Sehr viele vornehme Familien der Stadt fanden ihn so angenehm, daß sie ihn in ihre Gesellschaf-

ten

ten aufnahmen und sich sehr gern mit ihm unterhielten. Aber auch diesen Naturfehler suchte er durch Fleiß und Aufmerksamkeit auf sich selbst so zu verbessern, daß man bei zunehmenden Jahren nur wenig davon bemerken konnte.

Bald darauf wurde er in die öffentliche Schule zu Pforzheim geschikt, wo George Similer sein Lehrer wurde. Dieser Mann, ein besonderer Freund der griechischen Sprache, wußte dadurch unter seinen Schülern einen gewissen Ehrgeiz zu erweken, daß er demjenigen unter ihnen, welcher recht fleißig sein würde, Unterricht in dieser Sprache zu geben versprach. Ein Studium, welches in den damaligen Zeiten nur erst anfieng getrieben zu werden. Melanchthon verhielt sich so, daß er sein Versprechen erfüllen mußte. Und er erfüllte es mit so größerm Vergnügen, je mehr sein Schüler Lust und Eifer bezeigte.

Hiezu kam, daß ein berühmter Gelehrter der damaligen Zeit, Reuchlin, einer der ersten, der gelehrte Sprachkenntnis nach jenem langen Zeitraume der Finsternis in Deutschland wieder ausbreitete, von mütterlicher Seite sein naher Verwandter war. Dieser Umstand war unserm Melanchthon überaus günstig. Denn als einmal Reuchlin seine Verwandten auf einer Reise besuchte und unter andern auch den fähigen Kopf dieses jungen Menschen bemerkte, faßte er eine solche Liebe zu ihm,

daß er ihn von der Zeit an nicht anders als seinen Sohn nannte. Er schenkte ihm verschiedene Bücher, und machte sich ein Vergnügen daraus, die Leitung seines Studierens über sich zu nehmen. Und er betrug sich dieser Güte nicht unwürdig. Seine immer mehr zunehmende Kenntnisse in der griechischen Sprache waren auch Ursache, daß Reuchlin seinen deutschen Geschlechtsnamen Schwarzerd in den griechischen gleichbedeutenden Melanchthon umwandelte, welcher ihm auch nachher mit Beständigkeit geblieben ist.

Zweites Kapitel.

Sein Studieren zu Heidelberg und Tübingen in den Jahren 1510 bis 1518.

Man hatte schon eine zu gute Meinung von Melanchthons Talenten gefaßt, als daß man nicht auf alle Art seine Neigung zum Studieren unterstüzen sollte. Durch die Fürsorge seiner Verwandten wurde er daher im Jahre 1510 nach Heidelberg geschikt, wo eine berühmte Universität war. Ob er gleich nur ein Alter von dreizehn Jahren erreicht hatte, so war doch sein Fleiß und seine Geschiklichkeit den Jahren zuvorgekommen. Sein frühzeitiger Aufenthalt daselbst blieb also nicht ohne Nuzen. Er verschafte sich immer mehr Sprachkenntnisse, und erhielt dadurch die Gunst seiner

Lehrer. Zum Beweise will ich nur folgendes anführen. Einer seiner Lehrer wurde einmal während der Unterrichtsstunde plözlich krank, so daß er abbrechen mußte. „Philipp, rief er weggehend, laß „deine Mitschüler fortfahren und vertritt du meine „Stelle!“ Ein gewiß sehr gültiges Zeugnis von dem Vertrauen, welches er zu ihm hatte. Melanchthon dadurch überrascht, fieng aus mißverstandener Schaamhaftigkeit an zu weinen. Ein andermal fragte ein Lehrer, der eine griechische Frage beantwortet wissen wollte, seine Schüler: „Wo finde ich unter euch einen Griechen?“ Einmüthig riefen alle: „Melanchthon! Melanchthon!“ Hier verdient es auch Erwähnung, daß selten jemand die Liebe seiner Mitschüler in dem Grade besaß, als er. Den Grund davon kann man leicht finden. Sein sanftes gutmüthiges Betragen stand mit seinem offnen Geiste in einer zu schönen Verbindung, als daß er nicht auch den Beifall junger Personen erhalten mußte.

Dabei war er so glüklich in dem Hause eines berühmten Professors, mit Namen Pallas zu wohnen, dem die ganze Universität eben so viel als unser Melanchthon zu verdanken hatte. Die ausgezeichnete Liebe und Güte, mit welcher ihn dieser Mann behandelte, wußte er sein ganzes Leben hindurch zu schäzen. Denn Undankbarkeit war wenigstens sein Fehler nicht. Beweise davon wer-

den wir weiter unten finden. Der Empfehlung dieses Mannes war es auch zuzuschreiben, daß ihm der Unterricht zweier junger Grafen anvertraut wurde, welche sich so an ihn gewöhnten, daß sie nicht gern ohne ihn wären. Sie erinnerten sich noch lange nachher ihres Führers auf der Universität, und pflogen beständig einen freundschaftlichen Briefwechsel mit Melanchthon.

Seine Freunde veranlaßten ihn, um die Magisterwürde — eine Ehre, die sonst von jungen Gelehrten mehr gesucht wurde als jezt — anzuhalten. Allein man weigerte sich, einem so jungen Menschen, der nicht viel über vierzehn Jahr alt war, diese Ehre zu ertheilen. Eine sonderbare Grille, die um so tadelnswürdiger war, je mehr sie vielleicht, wie einige Anzeigen vermuthen lassen, in einem unzeitigen Stolze und Eifersucht einiger seiner Feinde ihren Grund hatte. Indessen war er so wenig über diese mißlungene Posse empfindlich, daß er selbst darüber schreibt: „Es ist zuweilen „sehr gut, wenn jungen Menschen nicht alle Wün„sche befriediget werden. Das habe ich zu Heidel„berg erfahren. Statt daß mich die Verweiger„ung des Magistertitels niedergeschlagen hätte, „wurde ich nur desto mehr zum Fleiße ermuntert.“

Bald aber machten seine Gesundheitsumstände eine Veränderung seines Wohnortes nothwendig. Einige wiederholte Anfälle vom Fieber lie-

ßen seine Verwandten vermuthen, daß sein jezi-
ger Aufenthalt seiner Gesundheit nicht zuträglich
genug sei. Dieser Umstand und der große Ruhm,
welchen damals die Universität Tübingen erlangt
hatte, veranlaßte ihn, an den leztern Ort im Jah-
re 1512 sich zu begeben. Diese Universität war
nicht lange vorher von dem Herzoge zu Würtem-
berg, Eberhard dem Frommen, gestiftet worden,
welcher dadurch seinem Lande eine neue Zierde er-
theilen wollte. Das war überhaupt ein treflicher
Fürst. Als er einmal sich mit mehrern Fürsten in
Gesellschaft befand und jeder von ihnen die beson-
dern Vorzüge seines Landes zu rühmen wußte,
sagte er ganz gelassen: „Mein Ländchen hat das
„eigenthümliche, daß, wenn ich in demselben al-
„lein herumirrte, ich auf dem Schooße eines jeden
„meiner Unterthanen sicher und ruhig schlafen
„könnte." Man kann aus diesen Eigenschaften
des Herzogs schon schliessen, daß er für würdige
Lehrer seiner neu errichteten Universität Sorge ge-
tragen haben wird. Melanchthon suchte, so viel
an ihm lag, von dieser Bemühung Nuzen zu zie-
hen. Unermüdet fleißig besuchte er die Vorlesun-
gen und bemühte sich immer mehr Geschichte,
Sprachkenntnis und Philosophie zu erlernen. Sei-
ne Hauptneigung war jedoch auf die Theologie
gerichtet. Aber unglüklicher Weise war gerade da-
mals diese Wissenschaft mit zwekwidrigen Strei-

tigkeiten und spizfindigen aber unnüzen Fragen angefüllt, statt daß sie sich mit Erklärung der heil. Schrift und mit dem Vortrage der Religion beschäftigen sollte. Daran war aber nicht zu gedenken. Vielmehr schäzte sich Melanchthon überaus glüklich, daß er eine Bibel in die Hände bekam. Er hatte darüber so inniges Vergnügen, daß er sie beständig mit sich herum trug. Nicht nur in der Kirche, sondern auch auf seinen Spaziergängen mußte ihn seine Bibel begleiten. Weil diese grösser, als ein gewöhnliches Gebetbuch war, so hatten einige Uebelgesinnte das Gerücht verbreitet, er läse in der Kirche fremde, unschikliche Bücher. Diese Gewohnheit, eine Bibel bei sich zu führen, behielt er auch bis in sein hohes Alter bei. Und weil er immer an den Rand derselben Anmerkungen schrieb, welche ihm bei Gelegenheit beifielen, so wußten seine Freunde sich nichts bessers von ihm zu erbitten, als ein Exemplar der Bibel, das er eine Zeitlang mit sich herumgetragen hatte.

Seine ganze Zeit brachte er mit gelehrten Arbeiten zu. Doch war sein Fleiß nicht nur ihm selbst, sondern auch andern nüzlich, denen er Unterricht ertheilte. Und da gewisse Uneinigkeiten über einige philosophische und theologische Säze entstanden waren, so zeigte sich auch hier sein eigenthümlicher Charakter in einem vorzüglich schönen Lichte. Voll Verdruß, daß solche Streitig-

keiten Gelegenheit zu gegenseitigem Hasse und Verfolgung gaben, bemühte er sich immer Frieden und Einigkeit auszumitteln und nach Möglichkeit zu befördern. Wie helle indessen schon damals seine Einsichten waren, davon zeugt seine Verbindung mit Männern, die, weil sie falsche und abergläubische Meinungen bestritten, verfolgt und gehaßt wurden. Kurz, sein Aufenthalt zu Tübingen, der sechs ganze Jahr währte, hatte auf sein folgendes Leben nicht geringen Einfluß.

Drittes Kapitel.

Sein Ruf nach Wittenberg im Jahre 1518.

Unterdessen hatte der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise — eine Benennung, welche man ihm nicht ohne Grund beigelegt hat — Mühe angewendet, seiner Universität zu Wittenberg einen brauchbaren Lehrer zu geben. Da ihm nun Melanchthon als ein solcher beschrieben wurde, so wendete er sich deshalb an den oben erwähnten Reuchlin, den Vetter Melanchthons. Dieser säumte nicht, in einem besondern Briefe unserm Melanchthon davon Nachricht zu geben und ihm zu rathen, diesen ehrenvollen Ruf anzunehmen. Melanchthon hatte gerade von einem Freunde, der von Tübingen abgieng, Abschied genommen, und

war eben mit dem Nachdenken über die so oft verwikelten und unerklärbaren Schiksale mancher Menschen beschäftiget, als er diesen Brief erhielt. Diese besondere Stimmung seiner Seele war vielleicht Ursache, daß er anfänglich nicht viel Neigung zu haben schien, dem Rathe seines Vetters zu folgen. Allein die Gründe, womit jener seinen Rath unterstüzt hatte, vermochten doch so viel über ihn, daß er nach wiederholten Lesen des Briefes ausrief: Herr dein Wille geschehe! Er machte auch alsbald Anstalten zu seiner Abreise, nachdem er von diesem Vorhaben seine übrigen Verwandten unterrichtet hatte. Zu Tübingen gab man ihm noch laute Beweise, wie sehr man seine Entfernung bedaure. Und ihm selbst war diese wichtige Veränderung nicht gleichgültig. Um sich die Trennung von seinen Freunden daselbst so leicht als möglich zu machen, nahm er nicht persönlich sondern schriftlich von allen Abschied.

Er reisete zn Pferd über Nürnberg und Leipzig. An beiden Orten wurde er sehr gut aufgenommen, und machte Bekanntschaften, welche ihm nachher auf mancherlei Art nüzlich wurden. Am leztern Orte hatte die Akademie ein Fest ihm zu Ehren veranstaltet, wobei man ihm überhäufte Beweise der Hochachtung und Ehrerbietung gab.

Sobald er in Wittenberg ankam, wendete er alle seine Kräfte an, um die Erwartung, welche

man sich von ihm gemacht hatte, nicht zu täuschen. Und der Beifall, welchen man seinen Vorlesungen schenkte, war ungetheilt. Nicht nur sein angenehmer, leichter, faßlicher Vortrag, wodurch er die trokensten Materien unterhaltend und anziehend zu machen wußte, sondern auch sein gutes Benehmen gegen die Studierenden waren davon Ursache. Das Studium der griechischen Sprache hatte, wie schon oben bemerkt worden, damals erst in Deutschland Beifall und Aufmunterung gefunden. Und Melanchthon war es, welcher zu Wittenberg zuerst darin Unterricht ertheilte. Da ihm aber dies dadurch sehr erschwert wurde, daß seine Zuhörer noch keine griechischen Bücher hatten, wie denn überhaupt griechische Drukereien zu der Zeit noch unter die Seltenheiten in Deutschland gehörten, so ersuchte er den Churfürsten, für Errichtung einer griechischen Offizin zu Wittenberg, die der Akademie so nüzlich und vortheilhaft sein würde, Sorge zu tragen. Dies genehmigte auch der für die Aufnahme der Universität rühmlichst besorgte Fürst. Die Freude Melanchthons darüber war unbeschreiblich groß. Er sorgte nun dafür, daß einzelne kleine Stüke aus griechischen Büchern für seine Zuhörer in bequemen Format gedrukt wurden, die sich jeder leicht mit wenigem Gelde anschaffen konnte. Sein Verdienst in diesem Punkte wird man erst recht würdigen, wenn

man Luthern selbst darüber sprechen hört: „Ich „danke es meinem guten Philipp, daß er uns „griechisch lehrt. Ich bin älter, als er. Allein „das hindert mich nicht von ihm zu lernen. Ich „sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, des„sen ich mich auch gar nicht schäme. Und ich „halte dafür, es soll den Leuten guten Nuzen „schaffen, wenn sie griechisch lernen: so können „sie doch das Neue Testament selbst lesen, und „sehen, was der Herr und seine Apostel eigentlich „gesagt haben. Das soll uns eine bessere Schuz„wehr gegen der Feinde Verfolgung, als alle Waf„fen und Gewehr sein. Darum ich auch gar viel „von dem jungen Mann halte, und werde nichts „auf ihn kommen lassen, so lange ich lebe." Ein Geständnis, das Luthern eben so viel Ehre machte, als Melanchthon.

Viertes Kapitel.

Seine Bekanntschaft mit Luthern.

Doch unvermerkt bin ich auf die enge freundschaftliche Verbindung gekommen, die er mit einem Manne schloß, mit welchem er von nun an sehr oft gemeinschaftlich wirkte. Der Zufall selbst begünstigte diese Verbindung. Denn zufälliger Weise war Luther unter allen Professoren zu Wittenberg der erste, welcher ihm zu Gesichte kam, und

Luther war es auch, welchem er nicht nur sein ganzes Herz schenkte, sondern in Verbindung mit ihm die grösten und wichtigsten Dinge unternahm.

Schon 1517, ein Jahr vorher, ehe Melanchthon nach Wittenberg kam, hatte Luther an dem genannten Orte und in den umliegenden Gegenden ein Aufsehen erregt, welches bald zu grössern und unerwarteten Veränderungen Gelegenheit gab. Die Geschichte des Dominikanermönchs Johann Tezels ist zu bekannt, als daß sie hier eine weitläuftige Erzählung bedürfte. Kurz dieser Mann hatte mit seinen Ablaßbriefen, wozu er die Erlaubnis von dem Papste Leo dem Zehnten erhalten hatte, den schändlichsten Misbrauch getrieben, und die unwissenden Leute überredet, jeder Verbrecher dürfe nur ihm ein Stük Geld geben, um sogleich nicht nur von den äusserlichen Kirchenstrafen — denn dahin gieng eigentlich die Absicht der Ablaßbriefe — sondern auch von den göttlichen Strafen frei zu sein. Dies reizte zu sehr, als daß nicht eine große Menge Volks ihm in der Hofnung hätte zuströmen sollen, Vergebung der Sünden zu erhalten. Diesen Unfug trieb er unter andern auch in der Gegend von Wittenberg. Hier war es aber, wo er an Luther einen mächtigen Widerstand fand. Lezterer erklärte seinen Ablaßverkauf geradezu für unrecht, schlug dawider öffentlich einige Säze an,

und erbot sich, die Wahrheit seiner Behauptungen gegen jeden darzuthun. Der Papst, welcher sein Ansehen angegriffen sah, fand sich darüber nicht wenig beleidiget, und versuchte alles mögliche, um die Streitigkeiten beizulegen. Dies würde auch gewiß geschehen sein, wenn nicht ein gewisser Eck, ein öffentlicher Lehrer zu Leipzig, Luthern zu einem gelehrten Zweikampfe herausgefodert und die Widerlegung der von demselben vorgetragenen Lehrsäze versucht hätte. Luther, der selten etwas ohne Zuziehung Melanchthons that, berathschlagte sich über diesen Punkt mit ihm. Er, der jedes Verdienst schäzte, machte sich kein Bedenken, ungeachtet er vierzehn Jahr älter war, dem Rathe desselben sehr oft zu folgen. Melanchthons Gelehrsamkeit, Klugheit und Wahrheitsliebe war ihm zu wohl bekannt, als daß er nicht oft von den Talenten desselben Gebrauch machen sollte. Beide kamen sehr oft zusammen und theilten sich einander ihre Gedanken und ihre Kenntnisse mit. Unter andern besprachen sie sich auch über die Frage, ob auch wirklich der Papst das göttliche Ansehen habe, welches er sich anmaße und ob man bei Zweifeln über Religionssachen die Entscheidung von ihm erwarten müsse.

Sehr bemerkenswerth ist dabei der Umstand, daß Melanchthon noch eher geneigt war, die Autorität des Papstes zu bezweifeln, als Luther selbst.

Der Papst hatte zwar schon bei lezterm einen grossen Theil seiner Achtung verlohren. Er hieng aber doch noch zu sehr an den Ueberzeugungen, die er in seinem vorigen Mönchsleben gehabt hatte. Und niemand wird sich darüber wundern, der da weiß, wie schwer alte Meinungen, besonders in Religionssachen, abzulegen sind. Die Unterredungen mit Melanchthon trugen ungemein viel bei, seinen Zweifeln ein Ende zu machen. Nur wollte Melanchthon nichts gegen das Ansehen des Papstes gewaltsam vorgenommen wissen.

Wir stossen schon hier auf eine Bemerkung, welche wir weiter unten noch öfterer zu machen Gelegenheit haben werden. Melanchthon erblikte immer eher Irrthümer und Vorurtheile; aber Luther bestritt und bekämpfte sie eher. Beide Männer mußten in Verbindung sein, wenn etwas grosses gewirkt werden sollte. Eine Bestätigung von dieser Bemerkung finden wir schon bei Gelegenheit der Disputation mit dem obengenannten Eck, einen zänkischen und streitsüchtigen Manne, der das Ansehen des Papstes geltend machen wollte. Luther und Melanchthon waren über die Unrechtmäßigkeit der päpstlichen Macht einverstanden und ersterer trug kein Bedenken, zu Leipzig zu erscheinen, und seine neuen Ueberzeugungen mit Muth und ohne Rükſicht der möglichen Gefahren zu vertheidigen; lezterer desto mehr, weil er voraussah, was wirk-

lich darauf erfolgte, nämlich die Erbitterung von Seiten des Papstes und seinen Anhängern. Doch legte Luther es seinem Freunde so nahe, daß er ihn begleiten mußte. Und die Unterredung fiel zur Ehre Luthers und zum Nachtheil seiner Feinde aus.

Man hat vorgegeben, Melanchthon habe daran thätigen Antheil genommen. Allein nicht nur die Akten, welche darüber geführt worden sind, beweisen das Gegentheil, sondern auch Melanchthons eigene Worte. Hier sind sie: „Ich saß bei der „Leipziger Fehde mit dem Doktor Eck als ein bloßer ruhiger Zuschauer unter den übrigen, ohne „mich selbst in den Streit zu mischen.“ So viel ist aber gewiß, daß Melanchthon Luthern mit Gründen und Antworten unterstüzt haben mag, und daß aus dieser Ursache Eck eben so viel Haß auf Melanchthon als auf Luthern selbst warf. Uebrigens hatte Melanchthons Namen, weil man seine Verbindung mit Luthern kannte, durch diese Reise um ein großes gewonnen.

Bei seiner Zurükkunft nach Wittenberg hörte er nicht auf, sich selbst und andern durch Arbeitsamkeit und Fleiß nüzlich zu sein. „Ich hasse, „schreibt er, jedes Selbstlob. Aber wenn Arbeit„samkeit Lob verdient, so möchte ich mich fast für „dies Jahr (1520) einigermaßen selbst loben. An „meinem guten Willen hat es wenigstens nicht ge„legen, wenn eine Stunde verschwendet worden

„ist. Ich kann gar nicht begreifen, wie manche „Menschen auf einen Groschen sein können, den sie „doch wieder erhalten können. Aber die Zeit kann „man nie wieder bekommen.“

War das Jahr 1520 seines Fleißes wegen merkwürdig, so war es für ihn auch noch in anderer Hinsicht. Schon vorher hatten ihn seine Freunde veranlassen wollen, sich zu verheyrathen. Allein er hatte immer wenig Lust dazu bezeigt. „Man bittet mich, schreibt er, mich zu vermählen und hält das für eine Verbesserung meiner „Umstände. Wüßte ich, daß ich dadurch nicht in „meinen Arbeiten und Studieren gestört würde, „so könnte ich mich leicht dazu entschliessen. Vor „der Hand aber wird es unterbleiben. Ich habe „viele junge Männer gekannt, welche ein thätiges geschäftvolles Leben versprachen, durch ihre „Verheyrathung aber in Familienangelegenheiten „verwikelt wurden, und die schönen Erwartungen „täuschten.“ Entweder hatte er diese anfänglichen Zweifel überwunden, oder die Umstände hatten seine Meinung verändert. Er lernte die Tochter Hieronymus Crapps, des damaligen Bürgermeisters zu Wittenberg kennen, mit welcher er sich auch am 25. November 1520 vermählte. „Ich „habe alle Gründe erwogen, schreibt er, welche „dabei in Ueberlegung kommen mußten, und dem „Rathe meiner Freunde gefolgt. Ich hasse die

„menschenfeindlichen Gesinnungen, nach welchen „manche eine gewisse Ehre und Weisheit darinne „suchen, wenn sie das weibliche Geschlecht verach„ten und sich dem Ehestande entziehen. Mag das „weibliche Geschlecht seine Schwachheiten haben, „auch die Männer haben die ihrigen. Wir wollen „es ehren, schüzen und verbessern, und, wenn „wir mehr Stärke und Kraft besizen, den Beweis „davon dadurch geben, daß wir sie unterstüzen, „nicht daß wir sie verachten."

Luther und alle übrigen, die Melanchthons Verdienste zu schäzen wußten, bewogen ihn zu diesem Schritte gewissermaßen aus eigennüzigen Ursachen, weil sie ihn als ein Mittel betrachteten, ihn zu Wittenberg zu behalten. Denn sein Name war zu bekannt und gelehrte Männer zu selten, als daß nicht viele Aufforderungen von auswärtigen Fürsten, in ihre Länder zu kommen, an ihn ergehen sollten. Eine genaue Verbindung mit einer Wittenbergischen Familie würde ihn, meinten sie, an seinen bisherigen Wohnort anketten und ihn bewegen, dergleichen Anerbieten abzulehnen.

Catharina Crappen war auch wirklich ein Frauenzimmer von unbescholtenen Sitten und von vorzüglicher Güte des Herzens. „Sie ist eine Per„son, rühmt er selbst von ihr, wie ich sie nur von „Gott erbitten konnte." So konnte es nicht fehlen, diese Verbindung mußte viel zu seinem häus-

lichen Glüke beitragen. Melanchthon war selbst ein zärtlicher gefälliger Gatte, und in allen seinen Briefen, wo er gewiß sein Herz seinen vertrautesten Freunden entdekt haben würde, ist auch nicht eine Spur von Klagen oder von ehelichen Zwistigkeiten zu finden. Ihre edlen frommen Gesinnungen machten sie überaus liebenswürdig. Sie war gütig und wohlwollend gegen ihren Gatten und ihre größte Freude war es, sich von der Gegenliebe desselben versichert zu wissen. Dabei war es ihr unmöglich, einem bittenden Armen etwas abzuschlagen. Ihre Freigebigkeit war wirklich ausschweifend und ihren häuslichen Umständen nicht angemessen. Wen sie weinend erblikte, der konnte ihr ganzes Mitleid rege machen. Viele, welche diese schwache Seite kannten, wußten davon den schändlichsten Misbrauch zu machen. Nicht selten fiel sie daher ihrem Gatten durch unzwekmäßige Fürbitten und Verwendungen für andere beschwerlich. Fast möchte man wünschen, daß sie weniger ängstlich und weich gesinnt gewesen wäre. Hätte Melanchthon eine Gattin gehabt, die sein ohnedies schüchternes Temerament zuweilen mit Muth erfüllt, die ihn bei Gefahren getröstet, bei Leiden aufgeheitert und bei Kränkungen durch häusliche Freuden entschädiget hätte, so würde vielleicht der Einfluß davon unverkennbar gewesen sein. Statt dessen litt sie allemal

noch eher, als er, wenn ihm etwas trauriges begegnete; weinte und wehklagte, wenn sie nur von Gefahr hörte; erregte ihm Zweifel und Bedenklichkeiten, wenn er etwas wichtiges vorhatte; glaubte alles verlohren, wenn nur etwas verlohren war. Es war natürlich, ihrem Gatten mußte dies oft empfindlich sein. So wollte er einmal eine Reise vornehmen. Sie aber hatte einmal den Gedanken gefaßt, er werde dabei unglüklich sein, so wenig gegründete Veranlassung sie auch zu dieser Furcht hatte. Sie hörte nicht auf, ihm mit Bitten und Flehen so lange anzuliegen, bis er seinen Entschluß aufgab. „Ich mußte ihrer Schwachheit nachgeben, schreibt er, denn „das ist einmal unser Loos."

Ich irre wohl nicht, wenn ich glaube, daß man zu wenig auf diesen Umstand Rüksicht genommen hat, wenn man über Melanchthons Charakter und Handlungsweise urtheilen wollte. Wer ist aber nicht mit mir einverstanden, daß diese Bemerkung in der Schilderung eines so sanften nachgebenden Mannes ungemein fruchtbar sein muß?

Doch zur Geschichte zurük! Seine Ehe, die erst nach sieben und dreißig Jahren durch den Tod seiner Gattin getrennt wurde, blieb auch zu seinem größten Vergnügen nicht ohne Kineder. „Der „Gedanke, so drükt er sich einmal über diesen

„Punkt aus, Kinder zu haben, ist angenehm und „wichtig zugleich. Das erste; denn ich weis „mir nichts erfreulichers zu denken, als wenn ich „junge Seelen um mir sehe, die mit mir so nahe „verwandt sind. Das zweite; denn was hat wohl „mehr Verantwortung auf sich, als die Erziehung „der Kinder zur Gottesfurcht und Tugend? Wenn „ich mir das vorstelle, so denke ich mir die Ehe „als eine der edelsten und größten Verbindungen „auf der Erde." Es wurden ihm zwei Söhne und zwei Töchter gebohren. Mehr davon weiter unten!

Indessen hatte er Unrecht, wenn er anfänglich besorgte, durch diesen Schritt in seinen Arbeiten gestört zu werden. Denn da Luther im Jahre 1521 auf den Reichstag zu Worms citirt wurde, vertraute er ihm die Sorge für den Unterricht der Studierenden fast ganz allein an. „Komme ich nicht wieder, sprach er zu Melanchthon, „und morden mich meine Feinde zu Worms, wie „es leicht geschehen kann, so beschwöre ich dich, „lieber Bruder, laß nicht ab zu lehren und bei „der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen „zugleich für mich, weil ich nicht hier sein kann. „Du kannst es noch besser machen. Darum ist „auch nicht viel Schade um mich; bleibst du „doch da. An dir hat der Herr noch einen ge„lehrten Streiter." Melanchthon erfüllte es red-

lich, warum ihn Luther gebeten hatte. Und da lezterer, nach einer standhaften Vertheidigung der neuen Religionslehren in Gegenwart des Kaisers und der übrigen Fürsten des deutschen Reichs, von Worms zwar glüklich entkam, aber von dem Churfürsten zu Sachsen, der äusserst besorgt um sein Leben war und ihn zu Wittenberg nicht sicher genug glaubte, auf das thüringische Schloß Wartburg heimlich gebracht worden war, so war er fast der einzige auf der Universität, welcher gelehrte Kenntnis der Religion vortrug.

So froh und vergnügt er bei diesen Arbeiten war, so mismuthig und traurig machten ihn die Unruhen, welche während der Zeit in Wittenberg entstunden. Einige Schwärmer, welche höhere Eingebungen von Gott fälschlich vorgaben, verbreiteten daselbst irrige und verkehrte Religions-Meinungen, die darum um so gefährlicher waren, je leichter sie schwache Köpfe verführen konnten. Melanchthon lachte anfänglich, als ein solcher Schwärmer ihm weitläuftig von einer solchen Offenbarung erzählte, welche er gehabt hätte. Aber die Sache wurde ernsthafter, als er glaubte. Es entstund die größte Verwirrung und Zerrüttung unter der dortigen Gemeinde. So viel Versuche er auch machte, um diesen Gefahren zu begegnen, so waren sie doch alle umsonst. Seine einzige Hofnung sezte er auf Luthern, dessen unerschroke-

ner Geist durchdringen und die Unruhen stillen würde. Er bat ihn daher, baldigst nach Wittenberg zu kommen, und Luther ließ sich nicht lange bitten. Denn ungeachtet sein Aufenthalt daselbst noch des päpstlichen Bannes wegen gefährlich war, so kehrte er sich doch daran wenig, weil bei seinem längern Aussenbleiben alles vergebens gewesen wäre, was er und Melanchthon bisher für die Religion gethan hatten. Er kam zur größten Freude seines Freundes wieder in Wittenberg den 1. März 1522 an, und brachte durch einige Predigten alles wieder in Ordnung und Ruhe.

Beide vereinigten nun wieder ihre Bemühungen, sowohl durch mündlichen als schriftlichen Vortrag ihre bessern Einsichten in der Religion zu verbreiten. Besonders fuhr Melanchthon fort, die Bücher des Neuen Testaments zu erklären, und sich dadurch um die Verbreitung ächtbiblischer Lehren ein Verdienst zu erwerben, welches man dann erst recht zu schäzen wissen wird, wenn man an die damalige Unwissenheit in der Bibelerklärung zurükdenkt. Seine Geschäftigkeit war auch jezt zu bewundern. Seine gewöhnlichen Arbeiten nahmen schon täglich einen großen Theil seiner Zeit weg. Hiezu kamen noch eine Menge von ausserordentlichen Geschäften und Zerstreuungen, denen er nicht ausweichen konnte und wollte. Bald ka-

men Fremde, die seine Bekanntschaft machen wollten, bald mußte er Briefe beantworten, bald den Studierenden schriftliche Zeugnisse ihres Verhaltens geben, bald endlich mußte er Vorreden zu fremden Büchern schreiben. Unzählbar sind die Bücher, welche er durchsehen, anordnen, vermehren, verbessern und mit Vorreden begleiten mußte. Denn sein Name war zu sehr empfehlend, als daß nicht jeder dies hätte wünschen sollen. Ueberlegt man dies alles, so wird man es wunderbar finden, wie ihm noch so viel Zeit zu eigenen Privatarbeiten übrig blieb. Ein gewöhnlicher Kopf konnte freilich auch bei der besten Benuzung jeder kleinen Zwischenzeit nicht so viel leisten. Ihm aber, einem Manne von Talent und Geisteskraft, wurde manches binnen einer Stunde möglich, worauf ein anderer viele Tage verwendet hätte. Nichts war ihm empfindlicher, als wenn er in seiner schwächlichen körperlichen Beschaffenheit Hindernisse bei seinem Studieren fand. Und doch befand er sich die erste Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg über immer kränklich. Er war geneigt, die Ursache davon in der Veränderung des Klimas und der Lebensart zu finden. Und nur seiner Mässigkeit und der immer gleichen Ordnung in der Behandlung seines Körpers war es zuzuschreiben, daß sein Körper noch diese anhaltende Anstrengung aushalten konnte.

Es ist ungemein lehrreich, die Gefühle eines Mannes zu bemerken, der bei aller seiner Größe noch Lüken und Mängel in seinen Kenntnissen gewahr wird. Etwas dem ähnliches findet sich in folgender Aeusserung Melanchthons: „Man „sagt, daß ich die Bibel zu erklären verstünde. „Und Gott ist mein Zeuge, daß ich täglich in der „Erkenntnis seines Wortes zuzunehmen wünsche. „Aber so oft man mich deshalb rühmt, so oft „schlägt mich mein eigenes Bewußtsein nieder. „Denn wenn ich es gerade heraussagen soll, ich „verstehe nicht hebräisch." Schon zu Tübingen hatte er einige Kenntnisse in dieser Sprache erlangt, die ihn aber jezt noch lange nicht befriedigten. Um diese Zeit war es nun, wo er sich von neuem mit dem Studium derselben beschäftigte. Und dies zwar mit solchem Eifer, daß der, welcher ihm noch weitern Unterricht ertheilen sollte, über sein öfteres Kommen verdrießlich ausrief: „Was soll ich aber? Mir wird bange, denn „du brauchst mich nicht mehr."

Um die Studierenden zur Kenntnis der Mathematik, welche er für eine überaus nöthige Wissenschaft hielt, zu ermuntern, gieng er selbst in Vorlesungen, welche darüber gehalten wurden, sezte sich mitten unter die Zuhörer, wodurch nicht nur diese, sondern auch die Lehrer selbst zu ihrem Fleiße vielen Antrieb fanden.

Alles, was er gesagt und gelehrt hatte, hielt man für so wichtig, daß eine Menge seiner Arbeiten und Erklärungen alter griechischer und lateinischer Bücher, ohne sein Vorwissen, im Druk erschienen. Alle waren damit zufrieden; nur er selbst nicht, weil er ihnen gern mehr Vollständigkeit und Genauigkeit gegeben hätte.

Fünftes Kapitel.

Seine Reise in sein Vaterland.

So lebte er bis zum Jahre 1524. Man hatte ihm sehr oft gerathen, seiner Gesundheit wegen irgend eine Zerstreuung zu suchen, und hatte es ihm als eine Pflicht vorgestellt, die er seiner Selbsterhaltung schuldig wäre. Da nun seine Verwandten und insbesondere seine noch lebende Mutter ihn inständig baten, er möchte doch die Gegend seines Geburtsorts wieder einmal besuchen, so war er ziemlich geneigt, in ihre Bitten zu willigen. Die Rükerinnerung an seine nächsten Verwandten und an den Ort, wo er seine ersten Lebensjahre zugebracht hatte, erwekte in ihm immer das größte Vergnügen. Wenn man weis, wie zärtlich und gefühlvoll sein Herz war, und wie willkommen ihm die feinere Empfindungen der Freundschaft waren, so kann dies nicht

weiter befremden. „Es kann zum Fehler werden, „schreibt er, wenn man den Ort seiner Geburt „mehr als andre Oerter liebt. Aber süß ist mir „es immer, so oft ich daran zurükdenke. Und „wenn ich jemanden aus jener Gegend sehe und „höre, so bin ich so innig vergnügt, als ob ich „in meine Kindheit zurükkehrte. Ich glaube nicht, „daß ich deswegen tadelnswürdig bin. Hat mich „doch diese Liebe zu meinem Geburtsorte und zu „den Meinigen, so viel ich weis, noch nicht von „einem höhern Berufe abgehalten. Ich gehe um „des Worts willen, das ich verkündigen und wo„mit ich Nuzen stiften kann, überall hin, wohin „mich der Herr ruft und rufen wird."

Aber eben der Gedanke, welchen er hier äusfert, erregte in ihm noch Bedenklichkeiten, und hätte beinahe seinen gefaßten Entschluß wieder rükgängig gemacht. Er bedauerte nämlich die Zeit, die ihm ungenüzt vorbeistreichen würde, und besorgte dadurch seiner Pflicht zu nahe zu treten, bis endlich Luther ihm seine Zweifel benahm und in der Sache den Ausschlag gab: „Reise du, lieber Bruder Philipp, in Gottes Na„men. Hat doch unser Herr auch nicht immer „gepredigt und gelehrt, sondern ist auch oft un„terweges gewesen. Er besuchte selbst zur Zeit „seine Verwandten und Freunde. Was ich aber „von dir verlange, komm bald wieder zu uns!

„Ich will dich Tag und Nacht in mein Gebet „einschliessen. Und damit gehst du!“ Ich habe dies deswegen berührt, weil es zum Beweise dienen kann, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Strenge gegen sich selbst Melanchthon seine Berufspflichten zu erfüllen gewohnt war. Nie ordnete er eine seiner Obliegenheiten dem Vergnügen unter.

Die Reise selbst gieng nun überaus vergnügt vor sich. Er hatte noch vier andere Gelehrte zu Gefährten. Alle fünfe ritten, weil dies Melanchthons angenehmste Art zu reisen war. Aber weil einige von seinen Gesellschaftern im Reiten nicht geübt genug sein mochten, so mag es dabei freilich manche Gelegenheit zum Lachen gegeben haben. Wenigstens spielt Melanchthon an einem Orte nicht undeutlich auf diese Reiterei an, und erinnert sich derselben noch mit vielem Vergnügen. Ihre Reise gieng übrigens auch deswegen sehr langsam, weil ihre Pferde nicht die besten waren, und sie sich genöthigt sahen, sehr oft Rasttag zu machen. Der Weg gieng über Leipzig. Hier kamen sie gerade an dem Tage an, an welchem einer von Melanchthons daselbst wohnenden Freunden starb. Melanchthon schäzte sich glüklich, ihn noch einige Augenblike vor seinem Ende sprechen und ihm seine fortdauernde Achtung und Liebe versichern zu können. „Wie doch, rief er

„bei der Gelegenheit aus, der Herr unsere Freu=
„den zu mässigen weis!" Von da richteten sie ihren Weg über Fulde und Frankfurt. Auch am erstern Orte wurde ihm die Nachricht von dem Tode Ulrichs von Hutten gebracht, eines Mannes, den er überaus schäzte und dem er einige schöne Verse zur Grabschrift machte.

Endlich kamen sie nach Bretten, und da Melanchthon diese Stadt in der Ferne erblikte, wurde er so gerührt, daß er von seinem Pferde abstieg, auf seine Knie niederfiel und ausrief: „O vater=
„ländischer Boden! Ich danke dir es, Herr, daß
„du mich ihn wieder sehen liessest." Die gegenseitige Freude, welche er und seine Verwandten hatten, ist keiner Darstellung fähig. Seine Mutter insbesondere war beim ersten Anblik vor Ueberraschung ganz betrübt. Ihre Umstände hatten unterdessen eine Veränderung erlitten. Sie war nach ihres Mannes Tode zwölf Jahre Wittwe geblieben. Da sie aber erfuhr, daß ihr Sohn zu Wittenberg sich verheyrathet habe, wurde sie darüber unwillig und schritt — gleichsam um sich zu rächen — zur zweiten Ehe mit Johann Höcheln, der gleichfalls ein Wittwer, sonst aber ein angesehener Mann zu Bretten war. „Ich sehe nun
„wohl, schreibt Melanchthon zu der Zeit, meine
„gute Mutter ist unzufrieden, daß ich keine Per=
„son aus meinem Geburtsorte Bretten zu meiner

„Gattin gewählt habe. Es thut mir ausserordent„lich wehe, ihr dadurch Schmerz verursacht zu ha„ben. Und welchem Kinde muß das nicht unan„genehm sein? Aber ich kann es betheuern, daß „ich von ihren Absichten nichts gewußt habe. Sie „liebt mich zwar noch, aber doch ist ihr Unwille „über meine Verbindung in ihrem Briefe unver„kennbar. Gott schenke mir Gelegenheit, ihr wie„der Ursache zur Freude zu werden!“

Meine Leser kennen schon Melanchthons Mutter von der Seite, daß sie bei allen ihren guten Eigenschaften doch manche sonderbare Grille hatte. Aber daß ihr Sohn diese Sonderbarkeiten mit so vielem Nachgeben und Gelassenheit trug und sie deswegen nicht weniger liebte, macht seinem guten Herzen gewiß nicht geringe Ehre. Auch das war eben so lobenswerth, als es von der Denkungsart gewöhnlicher Menschen abweichend ist, daß er sich seines neuen Stiefbruders, eines zugebrachten Sohnes seines Stiefvaters, auf alle Art und Weise annahm, und ihm viele Beweise der Liebe gab. Er empfahl ihn einem seiner Freunde zur Aufsicht und schrieb unter andern: „Laß dir „die Sorge für ihn angelegen sein, und denke, daß „du mir dadurch gefällig bist. Es ist ein Mensch, „der Kopf und Talent mit Fleiß und Anstrengung „verbindet.“

Es war seine Absicht bei dieser Gelegenheit

den großen Erasmus zu Basel, einen vorzüglich verdienstvollen Mann der damaligen Zeit, zu besuchen. Allein seine Verwandten, die ihn gern lange geniessen wollten, hielten ihn davon ab, und er ließ seine Gefährten allein dahin reisen. Seine Mutter wollte überhaupt, er sollte gar nicht wieder nach Wittenberg gehen, weil sie ohnedies vielleicht nicht lange mehr leben würde. Und es war auch wirklich das leztemal, daß er sie sahe. Sie starb fünf Jahre darauf 1529. Hiermit widerlegt sich denn auch die falsche Nachricht, daß sie ihren Sohn noch überlebt und ihn auf seinem Sterbebette über die Religion gefragt habe, ob die katholische oder die evangelische Religion die wahre sei? worauf der sterbende Melanchthon eine sehr zweideutige Antwort gegeben habe.

Indessen ist so viel gewiß, daß er bei seinem jezigen Besuche von seiner Mutter, welche eine eifrige Anhängerin der katholischen Religion war und von den Neuerungen in Religionssachen zu Wittenberg benachrichtiget worden war, inständig gebeten wurde, sich ja in diese Dinge nicht zu mischen, sondern dem Glauben seiner Väter getreu zu bleiben. Ich kann dies aus Melanchthons eignen Worten schliessen: „Viele Leute „sehen unsere Arbeit (er meint die Bemühungen „der Reformatoren) für etwas ganz anders an.

„Sie glauben, daß man die Religion selbst an„greift, wenn man sie von Misbräuchen reiniget „und Irrthümer und Aberglauben bestreitet. Sol„che Leute hassen uns mit dem besten Gewissen, „weil sie zwischen Wahrheit und Falschheit nicht „zu unterscheiden wissen. Ich habe davon selbst „bei meiner Mutter einmal die Erfahrung gemacht, „als ich zu Bretten war. Diese, glaube ich, muß „man auf alle Art schonen und sie auf andere „Art behandeln, als diejenigen, welche sich der „Wahrheit aus bösen Absichten und Eigennuz wi„dersezen. Man kann sonst leicht übel ärger ma„chen und die Gewissen beschweren." Welch ein schöner Beweis seiner weisen Schonung und Duldung! Wie ganz übereinstimmend mit seiner sonstigen Art zu handeln! Er, der gar nicht der Meinung war, daß man mit der neuen Aufklärung zu rasch verfahren möchte, erinnerte oft an die Worte Jesu, deren er sich gegen seine Jünger bediente: ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es nicht tragen.

Nach einigen Wochen kamen seine Gefährten, um ihn wieder abzuholen. Es wurden Anstalten zur Rükreise gemacht, denen sich seine Mutter aus allen Kräften widersezte. Allein vergebens! Eingedenk seiner Pflicht, wurde es ihm zwar schwer aber doch möglich, von den Seinigen sich wieder zu trennen.

Auf seiner Rükreise begegnete ihm etwas, das ihn nicht wenig in Erstaunen sezte. Der Landgraf von Hessen Philipp schikte einen Abgeordneten an ihn, der sich mit ihm über die neuen Religionsmeinungen besprechen und ihn unter vielen und lokenden Versprechungen bewegen sollte, seine Parthei zu verlassen, und von Wittenberg wegzugehen. Hier ist Melanchthons kurze aber nachdrükliche Antwort: „Was ich für wahr halte „und erkenne, dabei bleibe ich und behaupte es „ohne Rüksicht auf das Ansehen irgend eines „Sterblichen, ohne Rüksicht auf Vortheil, Ehre „und Nuzen. Und wer die Wahrheit lehrt, des„sen Anhänger bin ich, und werde es immer sein. „Aber auch darin werde ich mir immer gleich blei„ben, daß ich ohne Zank und Verfolgung, ohne „Schimpfen und Schmähen die Wahrheit verthei„digen werde. Eben darum bitte und ermahne „ich jeden, dem Ruhe und Einigkeit am Herzen „ligt, alles mögliche zu thun, um Wunden, die „einmal geschlagen sind, wieder zu heilen, und „die Unbesonnenheit derer aufzuhalten, welche diese „Wunden immer wieder aufreissen.

Mit dieser Erklärung entließ er den Abgesandten. Indessen traf es sich, daß der Herr desselben selbst dem Melanchthon und seinen Begleitern unterweges begegnete. Der Fürst, der es diesen Rittern wohl ansehen mochte, daß sie zur

gelehrten Klasse gehören dürften, ritt auf sie zu und fragte: ob Melanchthon dabei sei? „Ja, „sagte lezterer, ich bin es!“ und wollte eben aus Ehrfurcht vom Pferde herabsteigen. „Bleiben Sie, „erwiederte jener, kommen Sie und übernachten „bei mir. Ich habe mancherlei mit Ihnen zu „sprechen. Sie haben übrigens nicht das geringste von mir zu besorgen.“ „Ich fürchte nichts, „antwortete er, übrigens bin ich auch der Mann „nicht, von dessen Leben oder Tod viel abhängt.“ „Aber wie, versezte der Fürst lächelnd, wenn ich „Sie nun einem päpstlichen Cardinale überliefer„te! Was meinen Sie, würde ich nicht demsel„ben einen großen Gefallen thun?“ Melanchthon antwortete darauf ganz gelassen. Endlich bat er den Fürsten, ihn nicht länger aufzuhalten und ihm die Erlaubnis der Rükkehr zu geben. Dies geschahe unter der Bedingung, das Melanchthon über die ihm vorgelegten Anerbieten weiter nachdenken und sobald als möglich eine schriftliche Erklärung dem Fürsten darüber zuschiken sollte. Er erhielt noch sicheres Geleite durch des Fürsten Länder, und die Reise wurde bis Wittenberg glüklich beendiget.

Nahe bei dieser Stadt aber hatte er einen Schreken, den er lange Zeit nicht vergessen konnte. Einer seiner Reisegefährten, Wilhelm Nesen, wollte eben bei Wittenberg auf einem Fischerkahn

über

über die Elbe sezen. Unglüklicher Weise stieß der Kahn an einem im Wasser verborgenen Stamm, und neigte sich auf die Seite. Nesen stürzte heraus und fand in dem Wasser seinen Tod. Lange betrauerte Melanchthon diesen Freund, den er als einen rechtschafnen und gelehrten Mann geschäzt und geliebt hatte.

Sechstes Kapitel.

Er errichtet Schulen und visitirt die Kirchen in Sachsen.

Selbst in Wittenberg fand er bei seiner Rükkehr nicht viel Freude. Denn ausserdem, daß seine Frau bald darauf durch einen unglüklichen Fall eine frühzeitige gefährliche Geburt hatte, so machten auch die beständigen Unruhen und Zwistigkeiten, welcher ein gewisser Carlstadt, ein guter aber schwärmerischer Mann, immer verursachte, ihm und Luthern manche Sorge und Beschäftigung. Hiezu kam der Bauernaufruhr, der in dem folgenden Jahre 1525 in der Gegend von Thüringen entstand, aber doch endlich mit der Enthauptung Thomas Münzers, des Urhebers desselben, geendiget wurde. Mitleid und Bedauern erweken die Briefe, welche er um diese Zeit schrieb. Aus denselben leuchtet wenistens sein inniger Antheil hervor,

hervor, welchen er immer an dem Glüke oder Unglüke seiner Mitmenschen zu nehmen pflegte. „Gut, schreibt er, geht mit uns wunderbare We- „ge. Ich leide dabei unbeschreiblich. Oft stehe „ich mit Kummer und Sorgen auf, und des Abends „wollen sich meine thränenden Augen nicht schlies- „sen. Ich könnte zwar ruhig sein, aber wer „kann so hart sein, daß es ihn nicht rührte, wenn „andere leiden? Mein Schmerz würde mich längst „aufgezehrt haben, wenn mich nicht die Ueberzeu- „gung tröstete, daß alles doch zum Besten des „Ganzen hinausläuft, wenn auch einzelne Glie- „der leiden."

Sein Schmerz würde noch dadurch vermehrt worden sein, daß sein Herr, der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, am 3. Mai 1525 zu Lochau, jezt Annaburg genannt, wider Erwarten aus der Welt gieng, wenn er nicht einen eben so würdigen Nachfolger hinterlassen hätte. Der Bruder desselben, Johann der Standhafte, gelangte nach ihm zur Regierung. Dieser Herr, ein eben so großer Freund der neuen Religionslehren als sein Vorgänger, unterschied sich nur dadurch von ihm, daß er weit rascher und kühner zu verfahren pflegte. So wie jener keine gewaltsame Veränderungen vorgenommen wissen wollte und deswegen immer noch äusserlich der römischen Kirche zugethan blieb, so gab dieser der Reformation

öffentlich Beifall. Auf seinem Befehl wurden nun evangelische Prediger eingesezt, und der öffentliche Gottesdienst von vielen zwekwidrigen und unnüzen Ceremonien gereiniget.

Jezt that auch Luther auf seine Veranlassung einen Schritt, den man nicht erwartet hätte. Den 11. Junius 1525 verheyrathete er sich mit Catharina von Bore. Dies mußte nun freilich deswegen großes Aufsehen machen, weil er als Mönch das Gelübde gethan hatte, sein Leben hindurch im ehelosen Stande zu bleiben. Er glaubte indessen triftige Gründe zu haben, die ihn dazu bewogen. Um die Unrechtmäßigkeit der Klostergelübde zu zeigen, hielt er es für Pflicht, mit seinem eigenen Beispiele voranzugehen und diese Gelübde zu brechen. Mehr ist davon in Luthers Leben gesagt worden.

Vielleicht hat keine Begebenheit Melanchthons Herz so erschüttert, als diese Handlung Luthers, mit der er schlechterdings nicht zufrieden war. Weit gefehlt, daß er diesen Schritt an und für sich mißbilligen sollte. Nur sahe er die Schmähungen und schiefen Urtheile voraus, welche man von katholischer Seite sich darüber erlauben würde. Und er sahe recht. Denn nicht leicht ist eine Handlung Luthers von seinen Feinden so verunglimpft und gemißdeutet worden als diese. Luther merkte nicht sobald die Mißbilligung seines

Freundes, den er liebte und schäzte, als er selbst anfieng, darüber unruhig und betrübt zu werden. Doch auch hier bewies sich Melanchthon als der weise und schonende Mann, der seinen Freund wieder auf alle nur mögliche Art aufzurichten und ihm wieder die vorige Ruhe zu geben bemüht war.

Unterdessen hörte sein wohlthätiger Einfluß auf den Unterricht der Studierenden nicht auf. Er war nicht bloß auf Wittenberg beschränkt, sondern erstrekte sich auch auf andere Städte und Länder. So wollte der Rath zu Nürnberg eine große öffentliche Schule errichten und sahe sich deswegen nach einem Manne um, der den Plan über die Einrichtung derselben machen sollte. Nur in Melanchthon glaubte man diesen Mann zu finden. Man schrieb daher an ihn und bat ihn einmüthig, in dieser Absicht selbst nach Nürnberg zu kommen. Er willigte auch in ihre Bitten, gieng selbst im Jahre 1526 nach Nürnberg mit Erlaubnis seines Fürsten, und diese Stadt hatte ihm eine Wohlthat zu verdanken, wofür man lange nachher noch sein Andenken segnete.

Aber noch größer war sein Verdienst um Sachsen selbst. Luther hatte schon längst den Churfürsten von Sachsen gebeten, die Schulen und Kirchen im Lande visitiren zu lassen, um Ordnung und Einigkeit herzustellen. Die Nothwendigkeit dieser Sache fiel in die Augen. Da

gab es keine Aufsicht, noch weniger bestimmte Geseze, nach welchen man sich richten konnte. Das alte war abgeschaft, aber noch nichts neues dafür gegeben. Da es aber immer von einigen Vornehmen am Hofe hintertrieben worden war, die bei der Unordnung ihren Vortheil hatten und sich mit den kirchlichen Gütern bereicherten, so gieng Luther selbst einmal unangemeldet in das Zimmer des Fürsten, und stellte ihm die Nothwendigkeit der Sache vor. Melanchthon war derselben Meinung und hatte Luthers Vorschlag durch ein besonderes Bittschreiben unterstüzt.

Beides hatte nun die gute Folge, daß verschiedene Theologen, unter welchen Luther und Melanchthon die Hauptpersonen waren, nebst einigen churfürstlichen Räthen im Lande herumreisesten und den Zustand der Kirchen und Schulen untersuchten. Für unsern Melanchthon war diese Beschäftigung überaus empfindlich. Es that ihm ausserordentlich wehe, wenn er die große Unwissenheit und den Aberglauben bemerkte, welcher unter dem gemeinen Volke herrschte, und dabei so wenig Gelegenheit gewahr wurde, wie man diesem allen recht bald entgegen arbeiten könne. Denn selbst die Prediger waren damals nicht viel gelehrter, als die, welche von ihnen unterrichtet werden sollten. „Wie kann man es verantworten, „schreibt er, daß man die armen Leute bisher in

„so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen „hat. Mein Herz blutet, wenn ich diesen Jam„mer erblike. Ich gehe oft bei Seite, und weine „meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Unter„suchung eines Orts zu Stande sind. Und wer „wollte nicht jammern, wenn er sieht, daß die „Anlagen des Menschen so ganz vernachläßiget „werden, und die Seele desselben, die so viel ler„nen und fassen kann, nicht einmal von ihrem „Schöpfer und Herrn etwas weis." Und an einem andern Orte sagt er: „Die Besuchung der Kirchen „und Schulen verursacht mir große Beschwerde. „Ich ziehe mir dadurch nur Haß zu, weil ich der „unbesonnenen Hize einiger nicht zu Willen sein „mag."

So vielen Verdruß diese Arbeit ihm auf der einen Seite machen mochte, so wohlthätig war sie auf der andern. Sehr viele Mißbräuche wurden nun abgeschaft, nüzliche Anstalten getroffen, Schulen errichtet, welche entweder gar noch nicht waren oder in dem traurigsten Zustande sich befanden, und an der Stelle der Prediger, welche zu unwissend waren, um ihr Amt mit Nuzen zu verwalten, neue eingesezt.

Dabei wurde dem Melanchthon von dem Churfürsten der Auftrag gegeben, die bekannten Visitations-Artikel zu schreiben. Sie enthalten eine kurze Anweisung, wie und was Prediger und

Schullehrer künftighin unterrichten und wie sie den öffentlichen Gottesdienst einrichten sollten. Dieses Buch sollten sie immer vor Augen haben, um alle Ungleichheit und Unordnung zu vermeiden. Es enthält zugleich in einer angenehmen Kürze die wichtigsten Wahrheiten der Religion, und ist so geschrieben, wie man es nur von Melanchthon erwarten konnte. Er hatte es zuerst lateinisch geschrieben, und es erschien bald ohne seine Vorwissen im Druk. Weitläuftiger übersezte er es nachher ins Deutsche. Der Churfürst übergab es noch vorher Luthern zum Durchsehen. „Alles ist schön „und vortreflich, schreibt Luther, wenn nur alles „so gethan und gehalten wird, wie es hier vor„geschrieben ist." Es wurde nun unter dem Titel gedrukt: Unterricht der Visitation an die Pfarrherren im Churfürstenthum zu Sachsen. Wittenberg 1528. Das Buch fand bei Vernünftigen solchen Beifall, daß es in demselben Jahre noch sechsmal aufgelegt und sehr oft noch in den folgenden Jahren gedrukt wurde. Nicht allein Prediger, sondern überhaupt jedermann konnte sich daraus mit den wichtigsten Lehren der Religion bekannt machen. Vorzüglich war es andern Städten und Ländern sehr nüzlich, wo nach und nach die Reformation eingeführt wurde. Für diese war es die Norm, nach welcher man den äusserlichen Gottesdienst einzu-

richten und über kirchliche Angelegenheiten zu entscheiden pflegte.

Melanchthon schrieb diesen Unterricht mit einer Klugheit und Schonung, wie sie nur ihm eigenthümlich war. Er suchte besonders diejenigen Lehrsäze, welche Luther in der Heftigkeit des Streites mit seinen Gegnern nicht behutsam genug ausgedrükt hatte und die seine Anhänger noch unvorsichtiger vortrugen, besser und deutlicher vorzutragen, vor Mißdeutungen, denen sie leicht unterworfen sein konnten, zu retten, und auf diese Art allen von den Katholiken der evangelischen Lehre gemachten Vorwürfen zu begegnen. „Bei diesem „Buche, so erklärt er sich selbst einmal über die „Absicht desselben, bin ich vorzüglich darauf umgegangen, daß nur das nöthigste und wichtigste „in den Kirchen gelehrt und alle die Streitigkeiten „übergangen werden möchten, die zu einem christlichen Leben wenig beitragen. Jeder nachdenkende Leser wird daher oft genug auf Stellen „stossen, wo ich absichtlich vielen Gelegenheiten „zu Streitigkeiten zuvorgekommen bin.“ Weiser, guter Mann! wie viel Unheil würde in der Kirche weniger entstanden sein und noch entstehen, wenn du mehrere deines gleichen gehabt hättest, wenn alle und vorzüglich die Lehrer der Kirche etwas von deiner Schonung und Duldung an sich getragen hätten! —

Denn es war in der That zu fürchten, daß manche Lehrsäze Luthers, unrecht verstanden, zu mancherlei Unordnungen und einem rohen Leben Anlaß geben möchten. So konnte die evangelische Lehre vom seligmachenden Glauben, mißverstanden, zu der Meinung veranlassen, als ob ein frommes untadelhaftes Leben dadurch überflüssig gemacht werde. Nachdrüklich schärft er es daher den Predigern ein, sie möchten ja dieser falschen Auslegung vorbeugen und ihre Zuhörer ernstlich zur Besserung und Uebung guter Handlung ermuntern. „Es ist nicht Noth, sagt er darinne, daß „man viel disputirt von eigenem Verdienst. Viel „schreien: gute Werke verdienen nichts. Da doch viel „besser wäre, man triebe die Leute, gute Werke zu „thun und ließe die scharfen Disputationes fallen. „Es ist genug, daß man sie unterrichtet, daß Gott „solche Werke fordere und Belohnung gebe. Viele „le Prediger trösten wohl die Leute und sagen „viel vom Glauben und Vergebung der Sünden, „sagen aber nichts von Buße, Gottesfurcht und „Gottes Gericht.“ Denn es war allerdings wahr, was man von katholischer Seite den evangelischen Lehrern vorwarf, daß man auf der einen Seite zu weit gieng und von guten Handlungen gar nichts wissen wollte.

Weil auch die Lehre von der christlichen Freiheit, die Luther predigte, nach welcher jeder

Mensch in seinen Ueberzeugungen von Gott und der Religion nicht gestört werden dürfe, sondern seinen Einsichten und Gewissen folgen könne, leicht Mißverständnisse verursachen konnte, so nahm er auch hiervon Gelegenheit, weitläuftig zu reden. Er bewies daher, daß die evangelische Lehre Gehorsam der Unterthanen gegen die Obrigkeit fordere, und mithin die Beschuldigung der Katholiken ungegründet sei, als ob diese Lehre den in vielen Ländern entstandenen Bauernaufruhr hervorgebracht habe.

Luther war überdies in seinen Schriften sehr heftig gegen den Papst und seine Anhänger gewesen, und seine Schüler wußten sich kein besseres Ansehen zu geben, als wenn sie in ihren Schriften und Predigten gleichfalls auf den Papst und seine Lehre losdonnerten, ohne zu überlegen, ob es in ihrer Lage zwekmäßig sei und zur Erbauung diene, und ob sie auch in andern Stüken die wirklichen Tugenden Luthers nachzuahmen im Stande wären. Melanchthon eingedenk, daß diese Art des Vortrags der guten Sache nicht immer nüze, sondern schade, war mit allem Eifer bemühet, auch diesem Unwesen vorzubeugen. An mehrern Orten dieser Artikel bezeugt er seinen Unwillen über diejenigen, welche bei den Schmähungen gegen den Papst und Andersgesinnte überhaupt nöthigere Dinge übersehen.

„Die haben, das sind seine merkwürdigen Worte, „den Papst noch nicht überwunden, die sich dün„ken lassen, ihn überwunden zu haben.“ Ein katholischer Gelehrter, welcher diese Erinnerung Melanchthons gelesen hatte, schrieb daher: „Wenn „deine Schüler das thun und annehmen sollen, „so müssen sie hinfort länger auf eine Predigt „studieren, denn sie bisher gethan haben. Denn „wenn sie eine Stunde gepredigt haben, so sind „fast drei Theile davon mit Schmähung der Päp„ste und Bischöffe verlaufen.“ Melanchthon selbst urtheilt über diesen Gegenstand sehr weise. „Ich „höre die neuen Lehrer unserer Kirche predigen „und habe dabei oft nicht geringen Verdruß. „Denn ich kann gar nicht einsehen, was man „durch das Zanken und Poltern für Nuzen stif„tet. Dem Volke muß man die Wahrheit vor„tragen und alle gelehrte Streitigkeiten weglas„sen, welche nur für die Bücher gehören und wo „möglich auch da vermieden werden müssen. Muß „dadurch nicht Haß und Erbitterung von beiden „Seiten entstehen, woran der gemeine Mann gar „nicht gedacht hätte, wenn er nicht erst darauf „aufmerksam wäre gemacht worden?“ Seit wie lange — man erlaube mir diese Frage — hat man wohl seinen Wunsch in Erfüllung gebracht und alle gelehrte Fehden und subtile Fragen von der Kanzel verbannt? —

Allein, wie es zu gegen pflegt, der sanfte und gelinde Vortrag und die Mäßigung, deren sich Melanchthon bediente, war manchem ein Aergernis. Viele, die gar keinen Sinn für diese Tugenden hatten, und denen nichts willkommen war, als was recht hart und derb gesagt war und aus Lärmen und Poltern bestand, zeigten ihren Unwillen über dieses Buch nicht undeutlich. Man gieng so weit, daß man ihn sogar in dem Verdacht hatte, als wollte er auf die katholische Seite übergehen. Er selbst klagt darüber: „Ich „bin gemäßigter gewesen, als manche wollen. „Aber mir liegt nichts mehr am Herzen, als öf„fentliche Einigkeit und Friede. Diesen wollte „ich dadurch befördern, daß ich die Lehrer der „Kirche zur Mäßigung ermunterte und dies zwar „auf ausdrüklichen Befehl des Churfürsten.“ Auch Luthern suchte man wider ihn aufzuhezen. Allein diese Bemühung mißlang. Besonders versuchte dies ein gewisser Agricola, der Rektor an der Schule zu Eisleben war. Dieser Mann, welcher vom Melanchthon viele Freundschaftsbeweise erhalten hatte, zeichnete sich jezt dadurch aus, daß er über seinen Freund mit vielen Schmähungen herfiel, und, da dieser wider sein Erwarten dabei so gelassen blieb, ihn sogar bei Hofe in üblen Ruf zu bringen suchte. Der Churfürst, der auf diese Weise davon die Nachricht erhalten hat-

te und denen entstandenen Uneinigkeiten so bald als möglich ein Ende machen wollte, berief Luthern, Melanchthon und den genannten Agricola nach Torgau zu einer freundschaftlichen Unterredung. Man entsprach auch der Absicht des Fürsten. Luther schreibt davon: „Der bekannte Streit „zu Torgau hatte nichts auf sich. Er wurde „gar bald beigelegt, und wir denken nun alle „übereinstimmend.“

Hieher gehört auch noch eine Aeusserung Melanchthons, die ihn in einem zu schönen Lichte darstellt, als daß ich sie übergehen dürfte: „Wenn „edle und gute Handlungen uns schon an und „für sich einen wahren Werth ertheilen, und nicht „erst die Belohnungen der Welt, so bin ich für „das erstere, wie ich hoffe, am meisten bemüht „gewesen. Ueber die Belohnungen bin ich nicht „sehr bekümmert. Schon längst erfuhr ich, wie „sehr mich einige hassen. Könnte mich irgend „eine Rüksicht auf die Gunst anderer bei meinen „Handlungen bestimmen, so würde ich vielleicht „unwilliger über den Thoren (er meint den Agricola) sein, welcher mit mir und meinem guten Namen sein Spiel treibt. Zorn und Haß „ist aber meinem Herzen zu fremde, um aus dieser Ursache etwas pflichtwidriges zu thun. Und „für meine Ehre sorge ich weniger, als daß ich „sie zum Nachtheil des gemeinen Besten verthei-

„digen sollte. Niemals habe ich den nur für ei„nen mittelmäßigen Mann gehalten, der das ge„meine Beste seiner Ehre untergeordnet und von „der Gunst anderer abhängig ist.“ Ein Ausspruch, den alle diejenigen beherzigen möchten, welche unfähig, Widerspruch zu ertragen, sich sogleich von ihren Leidenschaften hinreissen lassen, in den unanständigsten Ausdrüken auf ihre Gegner losgehen und sich wenig bekümmern, ob andere ein Aergernis nehmen oder nicht.

Diese Schonung hatte indeß wirklich die Folge, daß man es von Seiten der Katholiken für leicht hielt, ihn zu ihrem Anhänger zu machen. Man sahe diese Schrift fast als einen heimlichen Widerruf der evangelischen Lehre an, so wenig man auch dazu Grund hatte. Es ergiengen daher verschiedene heimliche Aufforderungen an ihn, zur katholischen Parthei zurükzukehren. In dem leztern Falle waren die Versprechungen ansehnlich, welche man ihm machte. Was er darauf geantwortet und über diesen Punkt gedacht habe, kann ich nicht besser, als mit seinen eigenen Worten ausdrüken: „Man bittet mich, schreibt „er einem seinem Vertrauten, die Sache der E„vangelischen zu verlassen, und erbietet sich, mich „dafür reichlich zu belohnen. Sie halten mich „für wankend und zweifelhaft, weil ich in den „Visitationsartikeln schonend gewesen bin. Und

„gleichwohl sieht jeder, daß ich in denselben nichts „anders niedergeschrieben habe, als was hin und „wieder Luther selbst gelehrt hat. Weil ich aber „alle harte und derbe Ausdrüke gemieden habe, „meinen sie, ich sei mit Luthern nicht einverstan„den. Die weisen Herrn!“

So verschiedene Urtheile nun auch dieses Buch erfahren hatte, so blieb es doch immer eines seiner liebsten Bücher. Noch am Ende seines Lebens sahe er darauf mit Vergnügen zurük, weil es, wie er nicht mit Unrecht glaubte, zur Tilgung vieler Mißbräuche und Irrthümer und zur Einigkeit und Frieden nicht wenig beigetragen habe.

Siebentes Kapitel.

Seine Verrichtungen zu Speier, Marburg und Augsburg.

Indessen hatten ihm die Verhezungen seiner Feinde so wenig geschadet, daß er noch immer die Achtung aller Rechtschaffnen und besonders das Vertrauen seines Herrn, des Churfürsten von Sachsen besaß. Ein Beweis davon war, daß ihn dieser Herr mit auf den Reichstag nahm, welcher im folgenden Jahre 1529 zu Speier gehalten wurde, und sich dabei sehr oft seiner Rathschläge

bediente. Schon hier wurden verschiedene Beschlüsse zum Nachtheil der evangelischen Stände gefaßt. Die leztern brachten zwar ihre Beschwerden dagegen ein, aber man schien darauf keine Rüksicht nehmen zu wollen. Doch betrug sich auch jezt Melanchthon nach seiner gewohnten Art. Wenn einige von evangelischer Seite durch ein unvorsichtiges und unzwekmäßiges Betragen die Erbitterung der Katholiken reizten, so war er es wieder, der solche Handlungen zu mildern, und wo möglich, wieder gut zu machen suchte. Er widerrieth es schlechterdings, schon jezt gewaltsame Maaßregeln zu ergreifen. Weit entfernt, die Sache zu mißbilligen, welche man vertheidigte, tadelte er nur oft die Art, wie man seine Absichten durchsezen wollte. Da er selbst alle Irrthümer haßte und nichts so sehr wünschte, als die Wahrheiten der Religion von menschlichen Zusäzen abzusondern, so mißfiel ihm doch die Hastigkeit, mit welcher manche diese Aufklärung betrieben, welche stolz auf ihre neuen Einsichten andere verachteten und dadurch der guten Sache mehr schadeten als nüzten. „Es ist verdrieslich, schrieb er von „Speier aus, wenn einige so sehr stürmen. Da„durch werden die Sachen schlimmer, da man „sie doch besser machen will. Ich verkenne ihre „guten Absichten nicht. Aber man sollte mich „nur nicht fragen, wenn man über meine Ein-

„wen-

„wendungen unzufrieden ist. Kann ich dafür, „wenn ich nicht so hizig bin? Dabei nimmt man „gar nicht auf Zeit und Umstände Rüksicht, und „nennt mich einen verzagten Mann, wenn ichs „thue. Gott wird alles leiten und lenken. Ihm „sei die Sache heimgestellt!“

Endlich kam man mit Einwilligung Melanchthons überein, daß man gegen die ungerechten Beschlüsse des Reichstags förmlich protestire und dabei an ein freies Concilium und an den Kaiser, welcher bei dem Reichstage nicht zugegen war, appellirte. Diese Protestation wurde auch dem Kaiser überbracht, welcher eben auf einer Reise nach Italien begriffen war. Das ist der Ursprung des Namens Protestanten, der, wenn man auf die Geschichte seiner Entstehung Rüksicht nimmt, das Bestreben ausdrükt, Freiheit in Religionsmeinungen zu behaupten, die Uebung derselben nach seinen bessern Einsichten zu verbessern und keinem Gewissenszwange unterworfen zu sein.

Den Namen Protestanten führt nun auch noch die reformirte Religionspartheі, welche eben so wie die Anhänger Luthers sich von den Mißbräuchen der römischen Kirche losgemacht hatte. Sie stimmten fast in allen übrigen Lährsäzen mit einander überein, nur weichen sie in der Lehre vom Abendmal von einander ab. Das war nun

freilich um so mehr zu bedauern, je mehr dieser einzige Umstand Gelegenheit zu Streitigkeiten gab, und die Gemüther gegen einander aufbrachte. Man fühlte das Unangenehme dabei schon damals und versuchte alles mögliche, um beide Partheien mit einander zu vereinigen. In dieser Absicht mußten sich die vornehmsten reformirten und evangelischen Theologen, unter welchen leztern Luther und Melanchthon die vorzüglichsten waren, zu Marburg in demselben Jahre 1529 versammeln, und sich über ihre Meinungen besprechen.

Man kann sich schon im voraus vorstellen, wie geschäftig sich unser Melanchthon bewiesen haben mag, um diesen schönen Zwek zu befördern. Und in der That, er ließ nichts unversucht, um sie einander näher zu bringen. Aber wie es zu gehen pflegt, wenn zwei Personen Gründe für ihre verschiedene Meinungen einzusehen glauben. Jeder meint die Wahrheit auf seiner Seite zu haben, und trägt Bedenken, dem andern beizustimmen. So auch hier. Luther und Zwingli — denn so hieß die Hauptperson und gewissermaßen der Stifter der reformirten Religionspartei — konnten nicht ganz in Uebereinstimmung gebracht werden. So empfindlich dies für Melanchthon war, so freuete es ihn doch, durch freundschaftliches Zureden, durch Bitten und Vorstellung der

üblen Folgen, die man im Gegentheile zu erwarten habe, so viel bewirkt zu haben, daß beide Partheien versprachen, mit Liebe und Freundschaft hinfort einander zu begegnen, und ihre Lehre gemeinschaftlich gegen die Katholiken zu vertheidigen. Daß man diesen Umstand Melanchthons Einflusse zu verdanken hatte, bezeugt Luther selbst an mehrern Orten. „Philippus, spricht lezterer, „ist mir sehr lieb zu Marburg gewesen, denn, „wo ich zu hizig wurde, hat er mir immer den „Zügel gehalten und Frieden und Freundschaft „nicht sinken lassen." Wie groß aber dieses Verdienst war, wird derjenige erst beurtheilen können, welcher die damalige Lage der Dinge genau übersieht. Die neuen Religionspartheien konnte nichts mehr in den Augen der Katholiken herabsezen, und leztere von der Annahme ihrer Lehrsäze abschreken, als wenn man unter ihnen selbst Uneinigkeit, Haß und Verfolgung bemerkte. Uebrigens hat Melanchthon selbst die Empfindungen, welche damals sein Herz durchkreuzten, in einem besondern noch nicht bekannten Briefe zu erkennen gegeben, den ich am Ende erst beifügen werde, um jezt den Faden der Geschichte nicht zu zerreissen.

Eben so wohlthätig war seine Gegenwart zu Augsburg. Denn dahin hatte der Kaiser Karl der Fünfte, — ein Herr, dessen Weisheit und

Klugheit in gleichem Verhältnisse mit seiner Billigkeit stand, der aber nicht immer handeln konnte, wie er wünschte — einen Reichstag ausgeschrieben, wo er die entstandenen Religionsstreitigkeiten untersuchen und darüber entscheiden wollte. Man konnte sich freilich auf evangelischer Seite davon nicht viel gutes versprechen, denn die katholische Parthei war bei weitem die stärkste und zahlreichste. Der Churfürst von Sachsen war auch schon ziemlich entschlossen, sich diesem Reichstage nicht zu unterwerfen und von nun an Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Nur Luther und Melanchthon waren es, welche ihn davon zurükhielten. Lezterer besonders stellte die Gefahr vor, in welche man sich versezen würde, schilderte die Kriege und das unschuldige Blutvergiessen, welches die unausbleibliche Folge sein würde. Noch einmal, rieth er, müsse man den Weg der Güte versuchen, und den katholischen Reichsständen die neuen Religionslehren in ihrem Zusammenhange und in ihrem wahren Lichte vortragen, gegen welche sie blos deswegen so sehr eingenommen wären, weil man sie ihnen vielleicht von einer falschen Seite vorgestellt hätte. Er soll dabei an die Seligkeit erinnert haben, mit welcher in der Schrift die Friedfertigen gepriesen werden, und an die Warnung, welche Jesus bei seiner Gefangennehmung dem hizigen Petrus gab:

stecke dein Schwert in die Scheide: Denn wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen. Man müsse, war seine Meinung, so lange nachgeben, bis man einer ausdrüklichen Pflicht zu nahe treten würde.

Diese Vorstellung Luthers und Melanchthons hatte die gute Wirkung, daß der Churfürst selbst auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 in Begleitung Melanchthons und anderer Theologen erschien, Luthern ausgenommen, welchen man zu Coburg ließ, weil man ihn zu Augsburg nicht sicher genug glaubte. Man hielt es dabei für gut, dem Kaiser und den übrigen Reichsständen ein kurzes Bekenntnis von den Ueberzeugungen zu überreichen, welche die evangelischen Stände in der Religion und ihrer Uebung hegten, und in welchen Punkten sie sich von der katholischen Kirche unterschieden. Die Verfertigung desselben trug man nicht ohne Grund dem Melanchthon auf, zu dessen Klugheit und Rechtschaffenheit man ein gleich großes Zutrauen hatte. Luther, besorgte man, würde mit seiner gewöhnlichen Härte und Schärfe verfahren, und dadurch die katholischen Stände noch mehr erbittern.

Melanchthon entsprach dieser Absicht ganz. Die Augsburgische Confession — so heißt dieses Bekenntnis, weil es zu Augsburg dem Kaiser und übrigen Ständen des Reichs übergeben wur-

de — athmete ganz den Geist der Schonung und Liebe, so wie auf der andern Seite nichts wichtiges übergangen war, was von den evangelischen Ständen für Irrthum gehalten wurde. Nur einiger Mißbräuche war noch nicht gedacht, um die Gegenpartheï nicht zu sehr zu erbittern. Luther selbst, dem man diese Schrift zur Durchsicht nach Coburg schikte, war damit völlig zufrieden, und erinnerte nur, er könne nicht so sanft und leise auftreten, wie sein Freund. Alle evangelische Stände unterschrieben sie nun, wiewohl dies nicht ganz dem Wunsche Melanchthons gemäß war, welcher sie nicht von den Fürsten und Ständen selbst, sondern nur von den Theologen unterschrieben wissen wollte. Er glaubte, im leztern Falle würde es weniger Aufsehen machen, und die Fürsten und Stände nicht selbst dadurch in den Streit verwikelt werden. Indessen hielt man die Unterschrift der erstern für wirksamer, mit welcher sie auch wirklich von allen Reichsständen in deutscher und lateinischer Sprache vorgelesen wurde.

Der Erfolg war, wie man ihn vorhersehen konnte. Denn wenn auch einige katholische Fürsten von nun an glimpflicher über die sogenannten Kätzer und Irrlehrer urtheilen lernten, so war man doch noch zu sehr mit Vorurtheilen umgeben, als daß man ihnen hätte Beifall geben sol-

len. Vielmehr wurde der harte Beschluß gefaßt, daß alles ungültig sei, was man in der Lehre und kirchlichen Gebräuchen geändert habe, und daß alle katholischen Stände mit ihrer ganzen Macht die Irrlehrer unterdrüken sollten.

Ich würde etwas vergebliches beginnen, wenn ich die Sorge und Arbeit darstellen wollte, welche dieses ganze Geschäfte unserm Melanchthon verursachte. Er war sich zwar der guten Sache bewußt und vollkommen überzeugt, daß die Irrthümer, welche man bestritte, nicht zu dulden wären. Er sahe, daß die neuen Lehrsäze aus der Schrift selbst hergenommen waren, und er hatte selbst nicht wenig zu ihrer Verbreitung beigetragen. Und ein Blik auf seine redlichen Absichten konnte ihm neuen Muth geben. Aber demungeachtet sahe er es ungern, daß man ihm alles überlassen hatte. Die Vorstellung von seinen eigenen Fähigkeiten war in ihm viel zu geringe, und das Geschäfte schien ihm zu groß zu sein. Er hatte ein so zartes Gewissen, daß er sich tausend Besorgnisse machte, als ob durch seine Schuld die Sache verschlimmert werden könnte. Ein unvorsichtiger Ausdruk, eine zu dreiste Behauptung, eine mangelhafte Darstellung, ein Gedächtnisfehler, ein falsch gebrauchtes Wort dünkte ihm Unglük und Verderben über den Staat und die Religion herbeizuführen, die Erbitterung

zu vergrößern, Friede und Einigkeit zu vernichten und Kriege und Blutvergiessen zu beschleunigen. Ich bin nicht abgeneigt zu behaupten, daß nicht leicht jemand, welcher etwas jemals niederschrieb, so alles abgewogen, so über jedes Wort nachgedacht, so alle nur mögliche Auslegungen seiner Ausdrüke vorher überlegt, so auf alle Umstände Rükſicht genommen, kurz es so bedächtig geschrieben hat, als er. Man kann dies sehr deutlich aus einem Briefe sehen, welchen er damals an seinen Bruder schrieb, und welcher weiter unten vorkommen wird. Männer, welche ihn damals besuchten, haben ihn oft stumm und weinend gefunden. Immer ängstigte ihn der Gedanke, ob und wie viel er seines Gewissens wegen nachgeben könne und dürfe. Immer glaubte er, noch nicht klug und vorsichtig genug verfahren zu sein.

Je gewisser das alles ist, um so mehr ist es zu bedauern, daß man auch hier seine Absichten verkannte. Das gelindeste, wessen man ihn beschuldigte, war allzugroße Nachgiebigkeit gegen die katholische Parthei. Menschen, die übler dachten, wagten es sogar vorzugeben, er sei mit Gelde bestochen worden. Ein neuer Beweis von der großen Gefahr zu irren, wenn man von den Handlungen anderer jederzeit die Ursachen angeben will! — Da er sich der redlichsten Absichten be-

wußt war, so mußten ihn solche Beschuldigungen nicht wenig kränken, konnten ihn aber doch nicht von seiner gewohnten Art zu handeln abbringen. Er beruhigte sich mit dem Beifalle seines guten Gewissens und mit der Billigung aller Rechtschaffnen. Denn obgleich Luther selbst nicht immer mit den vielen Besorgnissen und Bedenklichkeit desselben zufrieden wär, so schrieb er ihm doch immer von Coburg aus Briefe, welche ihn trösteten und aufrichteten.

Man unterlies nicht von katholischer Seite eine Antwort zu besorgen, wodurch das übergebene Bekenntnis der Evangelischen widerlegt werden sollte. Auch diese wurde vor den Reichsständen vorgelesen. Der Churfürst von Sachsen erbat sich davon eine Abschrift, um darauf eine Gegenantwort verfertigen zu lassen. Aber umsonst. Jedoch hatte man während des Vorlesens sehr genau Achtung gegeben und die wichtigsten Punkte sich aufgemerkt, so daß man Melanchthon von neuem auftrug, eine Apologie oder Vertheidigung des ersten Bekenntnisses niederzuschreiben. Mit eben dem Fleiße und der Sorgfalt that er auch dies, und erklärte sich nicht nur über manche Dinge weitläuftiger, sondern unterstüzte auch andere mit mehrern Gründen. Weil er nie sich selbst Genüge that und immer an seinen Arbeiten feilte und besserte, so gab er auch

diese Schrift von Zeit zu Zeit immer vollständiger und verbesserter heraus. Ein Umstand, welcher zu vielen Veränderungen und gehässigen Anklagen Gelegenheit gab, welche man sich gegen ihn erlaubte. Noch mehr aber der folgende.

Um eine Vereinigung zwischen beiden Partheien zu bewirken, war ein Ausschluß von sieben Theologen von beiden Seiten erwählt worden, welche sich über die streitigsten Punkte besprechen und, wo möglich in Uebereinstimmung kommen sollten. Diese sieben wurden, um jene Absicht noch eher zu erreichen, bis auf drei vermindert, und unter diesen war von evangelischer Seite Melanchthon der einzige. Er hatte sich sehr dawider aufgelehnt, weil er die Wichtigkeit dieses Geschäfts begrif, und konnte leicht voraussehen, wie sehr ihm seine Gegner zusezen und Uebereinstimmung abnöthigen würden. Allein seines innigsten Bestrebens ungeachtet war doch kein Uebereinkommen zu treffen. Melanchthon hatte dabei das doppelte Mißvergnügen, von der einen Seite seine schöne Absicht zu verfehlen und von der andern sich noch den Unwillen der Evangelischen zuzuziehn, welchen er schon zu sehr nachgegeben zu haben schien. Man gieng endlich von beiden Seiten auseinander, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Indessen lies der harte Beschluß des Reichstags die evangelischen Stände freilich keine glükliche Zukunft ahnden. Die Gefahr, die ihnen vorschwebte, war wenigstens nicht gering. Sie glaubten jezt nun in der nähern Verbindung mit einander ein Mittel gefunden zu haben, diese Gefahr wo nicht abzuwenden, doch zu verringern, und schlossen deswegen im Jahr 1531 zu Schmalkalden ein Bündnis zur gegenseitigen Vertheidigung. Es ist merkwürdig, Melanchthons Urtheil darüber zu hören: „Unsere Fürsten wol„len in ein Bündnis zusammen treten, und schei„nen ziemlich darauf zu vertrauen. Es kann auch „wohl gut und nöthig sein; aber Gott mag es „wissen, ob ich recht oder unrecht gethan habe, „wenn ich dawider gerathen habe. Denn ist die„ses Bündnis nicht gleichsam Aufforderung zum „Kriege? Ist es nicht schon heimliche Rüstung ge„gen die Feinde? Ich bin unschuldig an dem Blu„te, das vergossen werden wird.“

Bei diesen Sorgen und Bekümmernissen fand er seine einzige Erholung in dem Unterrichte der Studierenden, dem er sich nun wieder zu Wittenberg ganz ergab. „Ach, schreibt er, wenn „man mich doch nicht aus meinem Hörsaale ab„rufte, und ließe mich zum Besten der Jugend „ungestört arbeiten. Das ist meine Ruhe und „Freude. Für andere Dinge bin ich zu weich und

„ungeschikt.“ Die Gefahr aber war doch nicht so nahe, als Melanchthon glaubte. Deutschland hatte viel von auswärtigen Feinden zu besorgen, als daß man gegen die neuen Religionspartheien vor der Hand feindselig verfahren sollte. Das war die Ursache, warum der Kaiser selbst den Religionsfrieden, welcher im Jahr 1532 zu Nürnberg geschlossen wurde, befördern half. Hier wurde den Lutheranern bis zu einer bald anzustellenden Kirchenversammlung, wo die obwaltenden Streitigkeiten weiter untersucht werden sollten, Sicherheit versprochen. Melanchthon, welcher immer das Beste hofte, hatte zu einer solchen Kirchenversammlung noch mehr Vertrauen, als Luther selbst. Auf seine Veranlassung willigte man daher ein, daß sie der Papst zusammenberufen und darin das Präsidium führen sollte. Aber das war er und Luther schlechterdings nicht zufrieden, daß die evangelischen Stände im voraus versprechen sollten, sich den Beschlüssen dieser Versammlung auf jeden Fall zu unterwerfen, sie möchten nun ausfallen, wie sie wollten. Es sei ungerecht, bewies Melanchthon recht juristisch, wenn jemand sich zu etwas verbindlich machen sollte, wovon er noch keinen Begriff habe. Doch man stritt über eine Sache, die vor der Hand nicht zu Stande kam. Wenigstens erlebte sie der Churfürst von Sachsen Johann der Standhafte nicht, der noch

in diesem Jahre aus der Welt gieng und seinen Sohn Johann Friedrich zum Nachfolger hinterlies, welcher unsern Melanchthon nicht weniger schäzte als sein Vater, und für die mancherlei Leiden, die ihn trafen, nicht durch glänzende Belohnungen, sondern durch innige Hochachtung und die Anerkennung seines Werthes sehr oft entschädigte.

Das Jahr 1533 verstrich für ihn nicht ruhiger als die vorigen. Neue Sorgen bestürmten ihn. Die Schule zu Nürnberg, die man ganz als sein Werk betrachten konnte, hatte durch eine in jener Stadt entstandene Pest ungemein viel gelitten. Und indem Melanchthon für die Wiederaufnahme derselben bemüht war, und seine dortigen Freunde durch Trostschreiben aufrichtete, entstand dasselbe Unglük zu Wittenberg, so daß die ganze Universität der Pest wegen von Wittenberg uach Jena flüchten mußte. Man kann sich leicht denken, wie viel Melanchthons weiches gutes Herz dabei gelitten haben mag.

Achtes Kapitel.

Melanchthons Ruf nach Frankreich und England.

Zu diesen Kümmernissen gesellten sich die traurigen Nachrichten, welche von Zeit zu Zeit von Frankreich einliefen. Auch in dies Reich war die verbesserte Lehre sehr frühzeitig eingedrungen. Allein unter denen, welche dort diese Lehre angenommen hatten, gab es auch manche unruhige schwärmerische Köpfe, deren unvernünftiger Eifer keine Schranken kannte. Anstatt ihre bessern Einsichten in der Religion mit Klugheit und Mäßigung auszubreiten, hinderten sie selbst durch ihr ungestümes und tumultuarisches Verfahren den Fortgang der Reformation. Nicht nur, daß sie die katholische Religion auf alle Art lächerlich machten, streuten sie auch in Frankreich viele Schmähschriften dagegen aus, und schlugen einige sogar in den Straßen von Paris und an den Palast des Königes selbst an. Dadurch verfehlte man nun freilich seine Absicht. Der König und die Anhänger der katholischen Religion wurden durch solche unzwekmäßigen Handlungen höchst aufgebracht. Sogleich stellte man über die Urheber derselben die schärfsten Untersuchungen an, und viele der neuen Lehre verdächtigen Männer, wo-

von manche an jenen Unruhen gar keinen Theil genommen hatten, fanden bei den grausamsten Martern ihren Tod. Ein so hartes Verfahren machte vieles Aufsehen. Der König, um seine Ehre zu retten, hielt es daher für nöthig, ein weitläuftiges Entschuldigungsschreiben nach Deutschland ergehen zu lassen. Er schien hierauf wirklich seine Strenge gegen die Andersdenkenden in der Religion gemildert zu haben. Denn es gab in Frankreich auch wirklich unter den Großen verschiedene, welche bessere Religionskenntnisse besassen, die Schädlichkeit mancher Irrthümer uud Mißbräuche einsahen und mit der Verfolgung des Königs unzufrieden waren.

Unter diesen Männern zeichneten sich besonders die Gebrüder Bellay auf eine rühmliche Art aus. Der eine Johann Bellay war Erzbischof zu Paris, nachher Cardinal; der andere Bruder Wilhelm war königlicher Minister und Gesandter. Beide traten gar bald mit Melanchthon in Briefwechsel. Lezterer ermunterte beide, alles mögliche zu thun, um dem Könige sanftere Gesinnungen einzuflößen. „Ich beschwöre Sie, schreibt er „unter andern an Wilhelm Bellay, bei dem Auf„kommen der Wissenschaften, bei dem Wohl der „Kirche, bei dem allgemeinen Besten, ja zu ver„hindern, daß man bei den Religionsstreitigkeiten „nicht Gewalt braucht, sondern, wie es die Wür-

„de großer Könige erfordert, gemäßigte Gesin-„nungen angenommen werden.“ Diese beiden Männer, die so große Hochachtung für Melanchthon fühlten, erwähnten einst seinen Namen bei dem Könige, und brachten es dahin, daß einige seiner theologischen Schriften ihm vorgelesen wurden. Der König erstaunend, daß man ihn bisher mit falschen Vorstellungen von der neuen Religionslehre hingehalten hatte, wurde durch die deutliche und gründliche Darstellung in Melanchthons Schriften nicht wenig überrascht. Bellay ließ sich nun ein Religionsbedenken vom Melanchthon verfertigen, worin ein Vorschlag gethan wurde, was beide Partheien nachgeben könnten, um eine Vereinigung zu bewirken. Dies gefiel dem König so sehr, daß er sogar den Wunsch äusserte, den Verfasser davon selbst zu sprechen. „Der Kö-„nig, schrieben die Gebrüder Bellay an Melanch-„thon, ist durch Ihre Schriften selbst zweifelhaft „geworden, und es fehlt nichts, als Ihre Klug-„heit, ihn ganz zu leiten. Er, ein von Natur „gutmüthiger Herr, wünscht den bisher entstan-„nen Uebeln abzuhelfen. Er erkennt auf der ei-„nen Seite die vielen Mißbräuche bei der katho-„lischen Religion, und auf der andern erblikt er „die ungestümen und gefährlichen Handlungen ei-„niger, welche die neuen Lehren vertheidigen. Da-„bei ist er so gesinnt gegen Sie, daß er nicht

„glaubt, ohne Sie einen sichern Entschluß treffen „zu können. Wir ersuchen Sie also einmüthig, „zu uns zu kommen, da der König Ihnen siche„res Geleite und Schuz geben will. Sehen wir „Sie hier, so sehen wir unser Glük. Hören wir „bei den jezigen Stürmen, in welchen wir uns „befinden, von Ihrer Ankunft, so glauben wir „einen sichern Hafen gefunden zu haben. Achten „Sie aber nicht auf des Königs Wunsch, so ver„läßt uns alle Hoffnung, und der König wird „glauben, daß sie entweder zu ihm oder zu Ih„rer neuen Lehre kein Vertrauen haben." Der König selbst schrieb einen Brief an Melanchthon. Vielleicht ist es meinen Lesern nicht unangenehm, wenn ich ihnen dieses Schreiben in einer dutschen Uebersezung vorlege.

An M. Philipp Melanchthon.

„Schon ehedem hat mir mein Minister, Wil„helm von Bellay, ein Mann, dessen Rath ich „mich in kirchlichen Angelegenheiten vorzüglich be„diene, von Deinen Bemühungen gesagt, die „Streitigkeiten über manche Religionslehren bei„zulegen. Jezt überzeugt mich Dein Brief an „denselben, und die mündliche Versicherung, wel„che Du meinem Gesandten Barnabas Vorräus „gegeben hast, daß Du nicht abgeneigt bist, auch

„bei uns dieses Geschäft zu übernehmen. Da „mir nun nichts mehr am Herzen liegt, als Einigkeit und Uebereinstimmung in Religionssachen, „so habe ich nicht umhin gekonnt, meinen gedachten Gesandten Vorräus sogleich mit diesem Briefe, dem sichersten Beweise des Vertrauens zu „Dir, wieder zu Dir schiken und Dich zu bitten, „sobald als möglich zu uns zu kommen und über „die wichtigsten Lehrsäze Dich mit einigen besonders dazu erwählten Gelehrten zu besprechen und „die Mittel anzugeben, wie Friede und Ruhe „wieder hergestellt werden kann. Ich beschwöre „Dich, laß Dich von niemanden abhalten, diesen „Deinen edlen und frommen Entschluß auszuführen. Deine Ankunft wird mir überaus willkommen sein, Du mägst nun als Privatperson oder „im Namen der evangelischen deutschen Stände „kommen. Auf jeden Fall wirst Du erfahren, „daß ich für nichts mehr, als für die Ehre Deutschlands und besonders für die öffentliche Ruhe bemüht bin und schon bis jezt gewesen bin. Den „28. Junius 1535.

Franz, König von Frankreich.

Wenn einige die wirkliche Absendung dieses Briefes haben abläugnen wollen, um die katholische Rechtgläubigkeit des Königs,

welche dadurch in Zweifel gezogen werden könnte, zu retten, so geschieht dies ohne allen Grund. So viele Zeugnisse sind da, welche die Sache bestätigen.

Melanchthon bedachte sich lange, ehe er einen festen Entschluß fassen konnte. Immer zweifelte er, ob seine Reise von Erfolg sein werde. Endlich, nachdem er seine vertrautesten Freunde, deren Urtheil bei ihm viel vermochte, um Rath gefragt hatte, und er selbst die angenehme Hoffnung schöpfte, daß eine Unterredung mit dem Könige zur Beförderung der guten Sache viel beitragen könne, so glaubte sein gutes Herz den Bitten so vieler Menschen nicht länger widerstehen zu dürfen, und faßte den Vorsaz, diese beschwerliche Reise anzutreten. Jedoch hielt er es für Pflicht, noch vorher seinen Herrn den Churfürsten von Sachsen um Erlaubnis dazu zu ersuchen. „Es ist wohl nöthig, schreibt er an diesen, „daß man den Handel der Religion den großen „Potentaten und fremden Nationen vorstellen „muß, daß sie doch anfangen, diese Lehre zu hören, und nicht zugleich verdammen die Schwär„mer und uns. Wie uns denn unsere Feinde „alle gleich halten, und den fremden Nationen „vormahlen. Dies allein ist mein Bedenken und „suche darin nichts anders. Und wiewohl meiner „Person geringes Ansehen und Ungeschiklichkeit

„wohl erkenne, so bewegt mich doch, daß die „Feinde, so ich nicht erscheine, solches deuten „werden, als hätte ich der Sachen Scheu, und „vielleicht den Leuten, die solches getrieben ha„ben zur Linderung der Verfolgung, auch gegen „den König verweislich sein möchte. — Dies alles „bewegt mich, wiewohl ich auch hierin viel Be„schwerung und Sorge habe, daß ich die Sache „an E. C. G. gelangen lasse, und bitte, dem Han„del nachzudenken, und so es für unschädlich ge„achtet würde, mir für meine Person zwei oder „drei Monate erlauben aufs längste."

Auch Luther war von der Nothwendigkeit und dem wahrscheinlichen guten Erfolge dieser Reise überzeugt, so daß er selbst deshalb an den Churfürsten schrieb und ihn um seine Einwilligung bat. „Ich bitte, schrieb er, E. C. G. aufs höchste, M. „Philipp zu erlauben in Gottes Namen nach „Frankreich zu ziehen. Zu solcher Bitte bewegen „mich der ehrlichen und frommen Leute klägliche „Schriften, und daß man auf Philipps Ankunft „den König dahin gebracht, daß des Mordens „und Brennens ein Ende worden ist. — Ich „achte, M. Philipp kann fast nicht wohl mit gu„tem Gewissen sie in solchen Nöthen lassen und „sie ihres herzlichen nöthigen Trostes berauben, „ohne daß der König selbst und die Seinen Arg„wohn schöpfen würden. — Wer weiß, was

„Gott durch Philippum thun will, welches Gedanken ja allezeit besser und höher als die unsrigen.“ —

Allein vergeblich! der Churfürst befahl vielmehr dem Melanchthon, diese Reise zu unterlassen, und das zwar in einem Schreiben, welches manchen beleidigenden Ausdruk enthielt. Für ihn war dies um so kränkender, je weniger er so etwas erwartet hatte, und je weniger er einen Grund errathen konnte, welcher den Churfürsten dazu veranlaßt hätte. „Sehr gern, schreibt er, ertrage „ich die abschlägige Antwort des Fürsten. Aber „die Kränkungen, welche darinne vorkommen, sind „so beschaffen, daß sie einem unschuldigen Mann „wohl nahe gehen. Es ist mir lieb, daß ich auf „Fürstengunst nie bauete. Da giebt es der „Schmeichler und Verläumder so viele, daß die „Wahrheit immer leiden muß. Ich bin nicht so „klein, daß es mir an Trost gebrechen sollte. Antworten will ich; aber jezt nicht, sondern wenn „ich noch mit kälterm Blute die Sache werde überlegt haben.“ Ich führe dies zum Beweise an, mit welcher Mäßigung Melanchthon Verunglimpfungen seiner Ehre zu ertragen wußte.

Seinem Freunde Luthern mißfiel diese Weigerung nicht weniger. Und es ist wahre Verläumdung, wenn man hat vorgeben wollen, er habe aus Eifersucht auf Melanchthons Ruhm die-

se Reise hintertrieben. Schon das obenerwähnte Bittschreiben an den Churfürsten spricht dagegen. Aber noch mehr sein Verdruß über diese abschlägliche Antwort. Weil er glaubte, Melanchthon werde dieser Beleidigung wegen aus des Churfürsten Diensten gehen, so dachte er sich schon im Geiste das schmerzliche der Trennung, und versuchte alles mögliche, um das gute Vernehmen zwischen dem Fürsten und Melanchthon wieder herzustellen.

Es ist wahr, Melanchthons Feinde hatten einiges Mißtrauen bei dem Fürsten gegen ihn erwekt, und ihn zu dem Argwohn veranlaßt, er werde sich in Frankreich ganz auf die katholische Seite ziehen lassen. Hiezu kam die Besorgnis, man möchte durch diesen Schritt den Kaiser beleidigen, mit welchem der König von Frankreich nicht in dem besten Vernehmen stand. Ueberdies konnte man sich von des leztern redlichen Absichten noch nicht ganz überzeugen und die auf seinen Befehl gegen die Protestanten verübten Grausamkeiten waren noch in zu frischem Andenken, als daß nicht seine jezige Neigung zu denselben verdächtig scheinen sollte.

Doch Melanchthon war der Mann nicht, der Feindschaft hegen konnte. Da er bald darauf den Churfürsten zu sprechen Gelegenheit hatte, und dieser sich wieder liebreich und gefällig gegen ihn

bezeigte, so vergaß er leicht eine Kränkung, die er nicht verdient hatte. Beides, schön gedacht und gesagt ist es, wenn er spricht: „Der Fürst „sprach mit mir wieder sehr liebreich und ich mit „ihm, denn Feindschaften müssen sterblich, Freund„schaften aber unsterblich sein. Gern will ich eine „Privatbeleidigung der öffentlichen Ruhe aufo„pfern. Die allgemeinen Trübsale sind ohnedies „so beschaffen, daß man nicht durch Privatleiden„schaften das Uebel ärger machen darf.“ Er schrieb hierauf an den König von Frankreich zurük, daß er für jezt, so gern er wollte, die Reise nach Frankreich nicht antreten könnte, wie ihm sein Abgesandter Vorräus mit mehrern melden werde, und bat ihn zugleich, selbst alles zu thun, wodurch Friede und Einigkeit befördert und Unruhe und Zwiespalt verhindert werde.

Meine Leser bedauern gewiß bei dem Ende dieser Erzählung die mißlungenen Absichten Melanchthons, seinen wohlthätigen Einfluß selbst auf Frankreich auszubreiten und bessere Einsichten und Kenntnisse in der Religion daselbst zu verbreiten, so wie die Streitigkeiten und Spaltungen vorzubeugen. Allein wenn man des damaligen französischen Königs Handlungen näher beleuchtet, so dringt sich uns die Vermuthung auf, daß er blos aus politischen Gründen und in der Absicht der Reformation geneigt sich bezeigte, um die deut-

schen Fürsten auf seiner Seite zu behalten und sie vom Kaiser abzuziehen. Und wäre diese Vermuthung gegründet, so wäre auch noch sehr an den guten Wirkungen der Reise Melanchthons zu zweifeln.

Unterdessen ergiengen auch verschiedene Aufforderungen an ihn von England aus. Der König von England Heinrich der Achte, ein Herr, der ganz von seinen Launen und Einfällen abhieng, hatte ehedem heftig wider Luthern geschrieben und sich dadurch von dem Papste den Titel eines Glaubensbeschüzers erworben. Jezt war er seiner Gemahlin, einer Anverwandtin des Kaisers Karl des Fünften, überdrüssig. Er faßte den Entschluß, sich von ihr scheiden zu lassen, worin ihn der Cardinal Wolsey nicht wenig bestärkte, ein Mann, welcher alles über ihn vermochte, und sich dadurch an dem Kaiser, von dem er sich beleidigt hielt, am besten zu rächen glaubte. Der König ersuchte nun den Papst um Erlaubnis dazu. Da er aber diese nicht erhielt, so erklärte er sich auf einmal gegen den Papst, machte sich ganz von der römischen Kirche los, holte noch verschiedene Gutachten über seine Ehescheidung von einigen Akademien ein, und ließ sich endlich durch den Erzbischof Canterbury Thomas Crammer von seiner Gemahlin förmlich scheiden. Bei dieser Gelegenheit geschahe es, daß er auch

den sächsischen Theologen ihr Bedenken über diese Sache abforderte, von denen er glaubte, daß sie, welche ohnedies dem Papste nicht geneigt wären, seine Ehescheidung desto eher billigen würden. An Melanchthon vorzüglich ergiengen eine Menge Briefe von England. Man bat ihn, nach England zu kommen, weil der König ihn zu sprechen wünsche und sich seiner Dienste bei der Reformation bedienen wollte. Allein auch dies Unternehmen zerschlug sich, nicht nur weil Melanchthon sehr an dem Nuzen dieser Reise zweifelte, sondern auch zu der Zeit immer kränklich war, und ohne Gefahr seiner Gesundheit einen so weiten Weg nicht machen konnte.

Aber eine andere sehr nüzliche, wenn gleich nicht so weite, Reise unterblieb nicht. Er hatte sehr viele Freunde zu Tübingen. Diese zu besuchen und einige der dortigen Akademie sehr nüzliche Einrichtungen zu treffen, begab er sich an den genannten Ort, von wo aus er auch seine Vaterstadt besuchte. Wenn an beiden Orten seine Ankunft erwünscht und willkommen war, so hatte sie besonders am erstern Orte manchen wohlthätigen Einfluß in Absicht auf Künste und Wissenschaften, für welche er manche nüzliche Vorschläge that. Der Herzog von Würtemberg Ulrich überhäufte ihn nicht nur mit Beweisen der Liebe und Achtung, sondern befolgte auch in sehr vie-

len Stüken seinen Rath. Unterdessen war man zu Wittenberg — denn dahin war die Universität nach der verschwundenen Besorgnis wegen der Pest wieder verlegt worden — um seine Zukunft ausserordentlich besorgt. Man befürchtete, er werde gar nicht wieder zurükkehren, weil er manche unangenehme Kränkungen und Verläumdungen von einigen sächsischen Theologen erfahren hatte. Luther selbst, der zwar nicht an seiner Zurükkunft zweifelte, aber seinen Freund und Gehülfen nur nicht lange entbehren wollte, bat ihn in den rührendsten Ausdrüken, seine Rükreise zu beschleunigen. „Ich, antwortete er, werde nie undank„bar und pflichtvergessen sein. Wenn ich das sa„ge, so weißt du auch, daß ich bald kommen „werde.“

Dies geschah auch nicht nur zur herzlichen Freude seiner Freunde, sondern aller derer, welche seinen Unterricht zu schäzen wußten. Er fuhr fort in seinem Fleiße und trug eben so viel zur Sprachkenntnis und Erlernung anderer Wissenschaften bei, als er die Theologie immer mehr von gelehrten Spizfindigkeiten und unnüzen Streitigkeiten zu befreien suchte. Seine Freundschaft mit Luthern gewann immer mehr Festigkeit und Stärke. So wenig war das Vorgeben von Mißverständnissen gegründet, welche unter ihnen fortdauernd herrschen sollten. Entstanden sie ja, so

verschwanden sie gar bald wieder. Keiner lehrte, that oder entschloß sich zu etwas, ohne es dem andern mitzutheilen. Jeder erkannte des andern Verdienste, ohne sie zu beneiden. Jeder erkannte des andern Schwächen, ohne deswegen Haß und Feindschaft zu hegen. Jeder hatte seine eigenen Vorzüge, ohne sie dem andern fühlen zu lassen. Diese Eintracht, die aber gewiß selbst ohne Melanchthons weises Nachgeben nicht fortdauernd gewesen wäre, war ihm Entschädigung für alle die Angriffe, welche von vielen Orten her auf ihn geschahen. Sie war ihm Trost bei allen seinen Leiden.

Noch in demselben Jahre 1536 hatte er einen höchst unangenehmen Zufall. Der Fürst von Anhalt Georg war nach Wittenberg gekommen und ließ Melanchthon zu sich rufen. Dieser durch ein Geschrei überrascht, das er unvermuthet hört, versieht es und fällt die Treppe herunter. Ein Glük, daß nur eine kleine Verlezung des Kreuzbeins die Folge war. Indessen war sein Schmerz doch so groß, daß er einige Wochen seine Vorlesungen einstellen mußte. Aber noch größer war das Bedauern, das man allgemein über diesen Unfall fühlte.

Neuntes Kapitel.

Seine Geschäfte zu Schmalkalden, Frankfurt, Worms und Regensburg.

Die evangelischen Stände hatten jezt wieder im Jahre 1537 neue Sorgen, da der Papst eine allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua, einer Stadt in Italien, angekündiget hatte. Sie beschlossen daher zu Schmalkalden zusammen zu kommen und daselbst den Gesandten des Kaisers zu erwarten, welcher deswegen Befehle ihnen zustellen sollte. Man berief dazu eine Menge Theologen. Natürlich, daß unter diesen Luther und Melanchthon als Männer nicht fehlen durften, zu welchen man das größte Vertrauen hatte. Die Ursachen dieser Zusammenkunft waren wichtig genug. Es sollten nicht nur einige wichtige neue Relibionslehren näher untersucht werden, sondern auch die Frage endlich erörtert werden: In wiefern man mit gutem Gewissen, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, dem Papste und seinen Anhängern nachgeben könne? Dabei wollte man sich überdies über die Maasregeln berathschlagen, welche man bei der angekündigten Kirchenversammlung ergreifen müsse.

Der Churfürst befahl daher gewisse Artikel aufzusezen, welche man bei dem ereignedeu Fall

dieser Kirchenversammlung zum Grunde legen könnte. Man überließ diese Arbeit diesmal Luthern, weil man schon furchtloser zu handeln und des Papstes Drohungen weniger achten zu müssen glaubte. Doch auch Melanchthon blieb nicht ohne Geschäfte. Ihm trug man es auf, eine kurze doch gründliche Abhandlung über die Rechtmässigkeit und Zulässigkeit der päpstlichen Gewalt und Macht zu verfertigen. In dieser schlug er zwar immer noch gelinde Maasregeln vor, sprach aber doch freier, als man von seiner Nachgiebigkeit erwartet hatte. Aber im Grunde blieb er auch hier seinen sonstigen Grundsäzen getreu, welche seinem Herzen eben so viel Ehre machen als seiner Einsicht. Einigen Einfluß konnte indessen wohl die Ermahnung Luthers auf ihn haben, der jezt eben sehr kränklich wurde und seinen Tod befürchtete. „Ich sterbe bald, „sprach Luther zu ihm, und die Sache Gottes beruht auf dich. Wirst du die Kirche wieder unter des Papstes Gewalt bringen, so ist es deine „Schuld. Alles, was wir gearbeitet haben, ist „dann verlohren, und die Seelen, die kaum aus „dem Elende heraus sind, wieder unglüklich.“

Diese Anrede griff Melanchthons Herz so an, daß er sein bisheriges Verfahren von neuem prüfte. Gewiß ein schöner Zug in dem Leben dieses Mannes, der von keinem stolzen Selbstvertrauen irre geleitet, seine Handlungen immer von neuem

seinen unpartheiischen Untersuchungen unterwarf! Die Folge dieser Prüfung war, daß er zwar immer noch Gelindigkeit anrieth, aber auch sich immer mehr vor dem entgegengesezten Fehler einer scheuen Furchtsamkeit zu sichern suchte. Seine jezige Abhandlung, die ganz in diesem Geiste geschrieben und auf der einen Seite mit seinen sonstigen Gesinnungen übereinstimmend war, aber auch auf der andern den von Luthern befürchteten schlimmen Folgen des Nachgebens vorbeugte, fand solchen Beifall, daß sie den schmalkaldischen Artikeln beigefügt wurde. Sie heissen deswegen so, weil sie von allen evangelischen Fürsten und Theologen zu Schmalkalden den 24. Febr. 1537 unterschrieben wurden. Ehe man sie noch den Ständen zur Unterschrift überreichte, stellte man es ihnen frei: wiefern sie solche anzunehmen geruhen möchten, indem man gar nicht Willens wäre, jemanden dazu zu nöthigen, als welcher sich freiwillig dazu verbinden wolle.

Die Unterschrift Melanchthons verräth zu sehr seine ihm eigenthümliche Denkungsart, als daß sie nicht hier am rechten Orte sein sollte: „Ich „Philippus Melanchthon halte diese obgestellten „Artikel auch vor recht und christlich. Vom Papst „aber halte ich, so er das Evangelium wollte zu„lassen, daß ihm Friedens und gemeiner Einigkeit „wegen derjenigen Christen, so auch unter ihm

„sind und künftig sein möchten, die Superiorität „über die Bischöffe, die er sonst hat, nach mensch„lichem Rechte auch von uns zuzulassen sei." Er war schlechterdings der Meinung, die Unterwürfigkeit unter dem Papste sei bei weitem nicht so schädlich und fürchterlich, als man glaube, wenn dieser nur verspräche, die neuen Religionslehren nicht anzufechten, und die vorigen Irrthümer und Mißbräuche den evangelischen Ländern nicht wieder aufzudringen, sondern jeden bei seinen Ueberzeugungen in Religionssachen zu lassen und die öffentliche Uebung derselben nicht zu stören. Ob der Papst noch das Oberhaupt der Kirche heisse, darauf komme im Grund nicht sehr viel an, wenn er es nur nicht mehr wirklich sei. Gäbe man ihm dies erstere nach, so, meinte er, würden der Reformation weit weniger Hindernisse in den Weg gelegt werden, und mehrere Länder, welche jezt der neuen Lehre abgeneigt wären, würden ihr beitreten, da ohnedies schon die Gemüther dazu vorbereitet wären und nur noch von der Furcht vor den Papst und die Geistlichkeit abgehalten würden. Hierdurch würde das Gute bewirkt werden, daß grobe Irrthümer allgemeiner anerkannt und höchstschädliche Mißbräuche abgeschaft würden. Ueberdies werde Zank und Uneinigkeit, Haß und Erbitterung — Dinge, die der Religion und dem Geiste Jesu so sehr entgegen wären — von selbst

verschwinden. Um dieses Guten willen könne man schon den Namen Papst dulden, dessen Ansehen ohnedies bei freierem Untersuchungsgeiste und bei dem immer mehr sich verbreitenden Lichte der Wahrheit nach und nach sinken werde. Wollte man aber ihm auf einmal sich entziehen, so habe er vermittelst der katholischen Geistlichkeit noch so viel Anhang, so daß viele Länder noch lange in tiefer Unwissenheit und Aberglauben bleiben würden.

Andere hizigere wenn gleich eben so gut gesinnte Männer, wozu Luther selbst gehörte, glaubten aber in jedem kleinen Nachgeben gegen den Papst schon die Zurükkunft des Alten, die Unterdrükung der neuen Lehren, die Einführung der vorigen Mißbräuche, mit einem Worte, die vorige Unterjochung des Gewissens zu erbliken. Bei jeder Annäherung dachten sie sich schon alles wieder verlohren zu haben, was sie bisher mit so vieler Anstrengung und Gefahr errungen hatten. Daher, daß sie sich mit Melanchthon über diesen Punkt nicht ganz vereinigen konnten! Daher, daß sie es ungern sahen, wenn er von Gelindigkeit sprach und dazu rieth.

Schon deswegen erreichte man nicht alle die Absichten, welche man durch die Zusammenkunft zu Schmalkalden erreichen wollte. Ein eben so großes Hindernis war die Krankheit Luthers, welcher schon den 26. Februar sich von Schmalkalden

wegbegeben mußte, aber bald nach seinem Weggange wieder besser wurde. Nur so viel wurde ausgerichtet, daß man dem kaiserlichen Gesandten die Antwort gab, man könne schlechterdings nicht mit der Art zufrieden sein, wie die angekündigte Kirchenversammlung zusammenberufen und gehalten werden sollte.

Es ist verdrießlich, wenn Männer, welche für die Welt nüzlich sein können, und alle ihre Kräfte zum Besten anderer verwenden, die ihrem Muthe durch Verfolgungen geschwächt und in ihrem Eifer für das Nöthige und Nüzliche durch Zerstreuung von andern Dingen gestört werden. Dies widerfuhr sehr oft unserm Melanchthon. Das Jahr 1538 zeichnete sich darin vor vielen andern aus. Die Veranlassung dazu war folgende. Ein gewisser Simon Lemnius, ein wiziger Kopf und fertiger lateinischer Dichter war vor einigen Jahren nach Wittenberg gekommen und hatte durch seine anfängliche gute Aufführung eben sowohl als durch seine Geschiklichkeit die Liebe Melanchthons gewonnen. Er war nicht nur für sich selbst sehr fleißig, sondern gab auch andern in verschiedenen Sprachen Unterricht. Dafür empfahl ihn Melanchthon auf alle Art und sorgte selbst dafür, daß man ihn unentgeldlich zum Magister machte. Eine Ehre, die damals zu Wittenberg, besonders fleißigen und geschikten Män-

nen widerfuhr. Uebrigens war er ein munterer Mann, der lustige Gesellschaft, Tanz und Musik liebte. Auf einmal ließ er eine Sammlung von Sinngedichten druken, worin einige Professoren zu Wittenberg auf eine verstekte Art angegriffen wurden. Er besorgte selbst davon nichts übles, weil er sonst gewiß nicht in Wittenberg geblieben wäre. Hingegen Luther, der zwar darin nicht selbst beleidiget wurde, konnte es unmöglich seiner gewöhnlichen Hize nach dulden, daß einige seiner Collegen spöttisch durchgezogen wurden. Noch mehr als dies erregte seinen Unwillen der Umstand, daß der Erzbischof von Mainz Albrecht, ein gelehrter Mann und vorzüglicher Beförderer der Wissenschaften, den selbst Melanchthon überaus deswegen schäzte und ihm zum Beweise seiner Achtung einige gelehrte Schriften zugeignet hatte, der aber Luthern wegen seiner Verbindung mit dem Papste verdächtig war, darin sehr gelobt wurde. Er brachte es also dahin, daß man gewaltsame Maasregeln gegen den gedachten Lemnius ergreifen und daß Melanchthon, welcher gerade Rektor der Universität war, ihn in Arrest bringen lassen mußte. Jedoch entkam Lemnius durch die Flucht, erfuhr aber nachher abwesend, daß man ihn auf die schimpflichste Art von der Universität verwiesen hatte. Unterdessen machte man dem Melanchthon den Vorwurf, daß er nicht nur um den Druk dieser Sinn-

gedichte gewußt habe, sondern auch sogar dem Lemnius bei seiner Flucht behülflich gewesen sei. Er vertheidigte sich zwar dagegen bei dem Churfürsten. Allein unwahrscheinlich ist es nicht, wenn gleich noch lange nicht gewiß, daß er vielleicht einige Kenntnis davon hatte und nun, da er die Erbitterung Luthers darüber sahe, lieber um alles Aufsehen zu vermeiden und die Sache in Frieden zu beendigen, davon schwieg, da er ohnedies zu schwach gewesen wäre, um durch das Geständnis seines Mitwissens den Lemnius zu schüzen.

Sollte er indessen wirklich darum gewußt haben und sein darauf erfolgtes Abläugnen nicht von Seiten der Moralität zu billigen sein, so gestehe ich frei, daß ich mich nicht berufen fühle, alles an dem Manne zu rechtfertigen und zu loben, an welchem so viel zu loben ist. Lemnius vertheidigte zwar den Melanchthon von allem Verdachte, den man gegen ihn hatte, aber eben seine Zudringlichkeit, mit welcher er dieses thut, verräth nur zu deutlich seine gute Absicht, Melanchthons Feinde desto eher zu besänftigen. Uebrigens sah Melanchthon in den Gedichten selbst nicht so viel strafbares, und viele andere würden sich darüber beruhiget haben, wenn nicht Luther darüber so aufgebracht gewesen wäre. Alles war noch überdies Wahrheit, worüber Lemnius spottete, und vieles

was er im allgemeinen gesagt hatte, deutete man auf gewisse Personen.

Melanchthon selbst aber war nichts weniger als Heuchler. Er wollte den Lemnius schlechterdings gelinder behandelt wissen, und erklärte, daß man in seiner Verurtheilung ohne gegründete Ursachen zu weit gegangen sei. Allein diese Offenheit verursachte ihm viele Kränkungen und bestärkte nur den Verdacht, daß er von der Ausgabe der Gedichte gewußt und dem Verfasser bei seiner Flucht durchgeholfen habe. Hiedurch wurde der gute Mann so verdrießlich gemacht, daß er sogar den Entschluß faßte, Wittenberg gänzlich zu verlassen, weil er nicht mehr daselbst mit dem Nuzen und Eifer arbeiten könne und durch die Schmähungen seiner Feinde immer in seiner Thätigkeit unterbrochen würde. Er würde auch wirklich seinen Vorsaz ausgeführt haben, wenn ihn nicht das Rektorat, das er eben damals führte, davon abgehalten hätte. „Ich wäre wirklich, schreibt er, „von hier weggegangen, wenn nicht die Reihe des „Rektorats an mich gekommen wäre. Viele öf„fentliche Ursachen halten mich jezt ab, meinen „Posten zur gefährlichsten Zeit zu verlassen. So „wie nun die Aerzte versichern, daß viele Krank„heiten durch Ruhe und eine gute Diät geheilt „werden, so scheine auch ich durch meine Geduld „den Zorn anderer in etwas zu besänftigen.“ Dies

geschah auch wirklich. Da er immer seinen geraden Weg fortgieng und auf den Argwohn nicht zu achten schien, den man gegen ihn hegte, so war auch alles wieder vergessen.

Man konnte aber auch diesen Mann schlechterdings nicht entbehren. Hatte man ihm in dem Jahre 1538 Kränkungen verursacht, so bedurfte man in dem folgenden wieder seiner Dienste. Und er, bereitwillig gegen jedermann, dem er dienen konnte, fand es für seine Denkungsart unmöglich, auf irgend eine Art Rache zu nehmen. Die evangelischen Stände waren zu Anfange des Jahres 1539 zusammen gekommen und Melanchthon mußte dem Churfürsten von Sachsen dahin folgen. Die Umstände waren überaus bedenklich. Und da man in Ungewißheit schwebte, ob man nicht von Seiten der Katholiken Verfolgung und feindliche Angriffe zu besorgen habe, so wurde Melanchthon aufgefordert, eine Abhandlung über die Frage zu schreiben, ob und wie man sich rechtmäßig, ohne den göttlichen Gesezen und den Vorschriften der christlichen Liebe zu nahe zu treten, gegen feindliche Angriffe vertheidigen dürfe. Auch diese Schrift athmete Melanchthons Geist. Aber eben dies war auch ein Beweis, daß sie nicht ohne Fleiß und Mühe ausgearbeitet war. Doch nicht nur diese Arbeit, sondern auch manchen nüzlichen Rath hatte man ihm bei dieser Gelegenheit zu verdanken.

Bei seiner Zurükkunft nach Wittenberg erwarteten ihn wieder neue Geschäfte. Der Herzog von Sachsen, George, ein Herr, welcher zwar Religion und Tugend liebte, aber der von Luthern gestifteten Reformation abgeneigt war, und sie in seinem Lande, wozu Dresden, Meissen und Leipzig gehörte, auf alle Art zu hindern suchte, war 1539 gestorben und hinterlies seinen Bruder, Heinrich den Frommen, zum Nachfolger. Dieser Herr, der die Neigung seiner Unterthanen zu den neuen Religionslehren bemerkte, ließ sogleich Luthern und Melanchthon kommen, und in seinem Lande die Reformation einführen. Beide Männer mußten nun eben so, wie ehmals in dem Churfürstenthume, herum reisen und Kirchen und Schulen visitiren. Sie thaten dies mit so glüklichem Erfolg, daß vernünftige Religionskenntnis und Aufklärung nicht wenig dadurch gewann. Insbesondere war Melanchthons Einfluß auf die Universität Leipzig von sehr wohlthätiger Art.

In ähnlichen Geschäften war er in das Brandenburgische auf Befehl des dortigen Churfürsten Joachims gereiset und hatte auch da der Reformation überaus ersprießliche Dienste geleistet, als während seiner Abwesenheit seiner Frauen Schwester Mann, den er vorzüglich liebte, gestorben war. Dies gieng ihm so nahe, daß er selbst darüber krank wurde. „Gram und beständige Küm-

„mernisse, welche ich seit drei Jahren erduldet ha-
„be, haben mich so aufgezehrt, daß ich besorge,
„nicht lange mehr zu leben. — Gott gebe, daß
„ich das meinige in der Welt gethan habe, wenn
„mir Rechenschaft abgefordert wird."

Aber noch gefährlicher war er im Jahr 1540 krank. Zu Hagenau am Rhein sollte eben eine Unterredung von den vorzüglichsten katholischen und protestantischen Theologen angestellt werden, um über einige streitige Punkte ein Uebereinkommen zu treffen. Unter andern war Melanchthon dazu berufen. Als er daher, um diesen Weg anzutreten, über die Elbbrüke vor dem Wittenberger Thore fuhr, empfand er eine Unpäßlichkeit, die bald schwächer bald stärker wurde, bis er endlich zu Weimar liegen bleiben mußte. Man gab schon alle Hoffnung seiner Wiedergenesung auf. Der hierüber sehr bestürzte Churfürst bewies nur zu deutlich, wie theuer ihm dieses Mannes Leben wäre. Er sorgte nicht nur für geschikte Aerzte, sondern ließ auch Luthern von Wittenberg eiligst herbeiholen. Luther fand ihn nicht in dem besten Zustande. Die Augen waren ihm gebrochen, die Sprache entfallen, das Angesicht abgezehrt. Bei diesem Anblike erschroken rief Luther: „Behüt Gott, „wie hat man mir dieses Werkzeug geschändet!" Er betete dann für sein Leben recht innig, tröstete seinen kranken Freund, und trug alle nur mög-

liche Sorge für ihn. Und Luthers aufheiternde Gespräche verbunden mit einer sorgfältigen Pflege verschaften ihm nach und nach eine Gesundheit wieder. „Keine Ausdrüke, schreibt er nachher, „sind fähig, die Schmerzen zu beschreiben, die ich „litt. Ich bemerkte auch, daß der Lehrer, (er „versteht darunter Luthern, dem er gewöhnlich die- „sen ehrenvollen Beinamen gab) meinetwegen litt. „Er unterdrükte aber seinen Schmerz, um den „meinigen nicht zu vermehren. Seine große See- „le suchte mich eben so sehr durch Tröstungen als „durch Verweise meiner Traurigkeit aufzurichten.“ Die Ursache dieser Krankheit lag einzig und allein in den beständigen Vorwürfen, die er sich selbst über eine seiner Handlungen machte. Er und Lu- ther waren nemlich überredet worden, heimlich in die Doppelehe einzuwilligen, in welcher der Land- graf von Hessen lebte. Diese Einwilligung küm- merte eben so sehr sein zartes Gewissen, als sie den Katholiken Gelegenheit zu nachtheiligen Ur- theilen und Schmähungen gab. Unbeschreiblich ist der Harm, welcher deswegen an seinem Her- zen nagte. Ueberall begleitete ihn der Gedanke an diesen Vorfall, und Reue von der schmerzlich- sten Art gesellte sich dazu. Es war ihm unmög- lich, mit Freudigkeit und Ruhe zu handeln, und doch dabei etwas zu wissen, wo er gröblich ge- fehlt habe. Alle Gründe, womit er selbst und seine

Freunde diesen Schritt rechtfertigen wollten, vermochten bei ihm nichts. Und sein Kummer brachte eine Krankheit hervor, welche ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Er erklärte zwar an mehreren Orten, er sei durch den Schein der Frömmigkeit betrogen und überredet worden, in eine Sache zu willigen, die er von einer falschen Seite angesehen habe; gesteht aber auch zugleich, daß diese Ueberlegung bei weitem nicht hinreichend sei, um ihn zu beruhigen. Diese ganze Erzählung scheint mir deswegen sehr merkwürdig zu sein, weil sie über Melanchthons Charakter viel Licht verbreitet. Denn es ist in dem Leben großer Männer nicht wenig interessant, ihr Verhalten kennen zu lernen, wenn sie einsehen, daß sie Fehler begangen haben. Und von dieser Seite wird Melanchthon bei meinen Lesern eher gewonnen als verloren haben.

Seine wieder erlangte Gesundheit stand auch wieder mit neuen Arbeiten in Verbindung. Die zu Hagenau angeordnete theologische Unterredung deren oben Erwähnung geschehen ist, kam unter allerhand Ausflüchten, welche man von Seiten der Katholischen gebrauchte, nicht zu Stande. Jezt im Jahre 1541 sollte sie zu Worms angestellt werden, wohin sich auch Melanchthon begeben mußte. Der päpstliche Nuntius eröfnete die Unterredung mit einer für seine Absichten zwek-

mäßigen Rede. Und da Melanchthon darauf antworten wollte, wurde er von dem kaiserlichen Gesandten Granvella aus der Besorgnis davon abgehalten, daß dadurch der Zorn des Nuntius gereizt und sogleich die Absicht der Zusammenkunft vereitelt werden möchte. „Besorgen Sie nicht, „rief Melanchthon, daß ich mit Ungestüm sprechen werde.“ O nein! erwiederte jener, „ich und „alle kennen deine Mäßigung.“ Granvella war übrigens ein Mann, dem es wahrscheinlich Ernst war, den Frieden wieder herzustellen. Endlich besprachen sich Melanchthon und der oben erwähnte Eck. Man hofte davon einen guten Erfolg. Allein bald verzögerte man die Unterhandlungen, bald schlug man neue Bedingungen vor, die man nicht eingehen konnte. Man verlangte sogar, daß die protestantischen Theologen in voraus einige Punkte unterschreiben sollten, welche gerade ihnen sehr entgegen waren. Dies konnte nun Melanchthon nicht zugestehen. Er sezte ein Schreiben auf, worin er erklärte, er und seine Collegen wünschten nichts mehr als die Tilgung aller bisherigen Streitigkeiten, und gestattete man eine freie gegenseitige Untersuchung, so würde jeder rechtschaffene Mann finden, daß sie gemäßigte Gesinnungen hegten. Sie könnten es heilig versichern, daß sie bereit wären, auch mit ihrem Tode die Einigkeit der Kirche zu erkaufen. In Worten wollten

sie sehr gern nachgeben, sobald es nur nicht die Sache und die Lehre selbst beträfe. Um Worte zu streiten sei eben so sonderbar, als wenn ein Pole einen Deutschen deswegen hassen und ihn morden wolle, weil dieser deutsch und nicht polnisch spräche. Allein dadurch, daß man vor einer gegenseitigen Berathschlagung ihnen gleich gewisse Punkte aufdringen wolle, werde der Weg zur Uebereinstimmung versperrt. Man möchte also ja darauf vorzüglich Bedacht nehmen, daß man mit keinen vorgefaßten Meinungen zu dieser Untersuchung schreite. Gewaltsamen Forderungen dürfe er und seine Collegen sich schlechterdings nicht unterwerfen. Aus Furcht werde er kein anderes Wort sprechen oder schreiben, als er sonst gethan haben würde; selbst dann nicht, wenn ein feindliches Kriegsheer vor den Thoren stände. Da unterdessen der kaiserliche Gesandte abgerufen worden war, so wurde die ganze Sache bis auf die Zusammenkunft verschoben, welche noch in demselben Jahre zu Regensburg gehalten werden sollte. Niemand gewann dabei etwas, als Melanchthons Name, den man von katholischer Seite immer höher zu schäzen anfieng und ihn auch jezt von Worms mit lauten Lobsprüchen entließ.

Seine Reise gieng nun von Worms nach Regensburg. Hier hatte er das Unglük, daß der Wagen, auf dem er nebst mehrern fuhr, an der

Pfälzischen und Baierschen Gränze umstürzte, wodurch er eine Quetschung und Verrenkung an der rechten Hand erhielt. Dieses wurde noch durch die Ungeschiklichkeit einiger Chirurgen vermehrt, die keine Verrenkung vermutheten. Als die Nachricht davon nach Regensburg kam, hatte der schon gedachte kaiserliche Gesandte Granvella die Höflichkeit, den kaiserlichen Leibchirurgus ihm zuzuschiken. Demungeachtet gieng die Cur nicht nach Wunsche von statten. Melanchthon hatte dabei nicht nur viele Schmerzen auszustehen, sondern noch überdies den Verdruß, daß er nicht schreiben konnte, sondern alles durch andere schreiben lassen mußte. „Was bin ich, schreibt er zu der Zeit, „anders als ein lebender Todter, nachdem ich meine Feder nicht mehr gebrauchen kann, die so oft „den Wissenschaften und dem Staate nützlich und „meinen Freunden angenehm war" Nur nach und nach lernte er diese Hand wieder brauchen, doch nie so gut wie vorher.

Zu diesem körperlichen Schmerze kam noch der Verdruß über die Ereignisse bei der Zusammenkunft in Regensburg. Seine Hoffnung der Vereinigung wurde auch hier vereitelt. Die Unterredung wurde wieder aufgehoben und bis auf eine Kirchenversammlung verwiesen. Einer seiner Collegen schrieb von Regensburg aus: „Unser gu„ter und wahrhaft heiliger Melanchthon wird von

„allen Seiten so geängstiget, und in Kummer ver-„sezt, daß er zwischen zwei Mühlsteinen sich zu „befinden scheint.“ Die Gelegenheit dazu gab eine Schrift, wozu der Kaiser das Vertrauen hatte, sie könne eine Vergleichung zwischen beiden Partheien stiften, wenn nach dem Inhalte derselben einige Fehler und Misbräuche in der römischen Kirche von der einen Seite verbessert und auf der andern manche Foderungen von den Protestanten gemäßiget würden. Er verlangte also, beide Partheien möchten es annehmen. Die protestantischen Theologen waren dies unter der Bedingung zufrieden, daß nur einiges abgeändert würde. Die katholischen aber verwarfen diese Schrift ganz. Dieser Streit nun beschäftigte Melanchthons Herz so sehr, daß er, wie es immer der Fall war, wenn er wichtige Dinge vor hatte, keine Nacht schlafen konnte. Ein Glük für seine Gesundheit, daß man bald wieder sich von Regensburg entfernte.

Allein kaum hatte er wieder seine gewöhnliche Beschäftigung des Unterrichts zu Wittenberg angefangen, als ihm wieder ein neues auswärtiges Geschäft aufgetragen wurde, welches von nicht geringer Wichtigkeit war. Der Churfürst von Kölln, Herrmann, geborner Graf von Wied, ein ehrwürdiger Greis, besaß nicht nur selbst vernünftige Einsichten in der Religion, sondern wünschte sie auch bei seinen Unterthanen zu verbreiten. Ue-

berzeugt, daß manche Irrthümer und Abweichungen von der Religion, wie sie Jesus lehrt, sich in den gewöhnlichen Religionsglauben eingeschlichen hätten, bemerkte er auch den nachtheiligen und schädlichen Einfluß, welchen so viele kirchlichen Gebräuche und Ceremonien auf die Sitten des Volks hatten. Schon im Jahre 1536 hatte er daher einen Versuch gemacht, seinen Unterthanen durch eine Reform der kirchlichen Verfassung nüzlich zu werden. Johann Gropper, Professor zu Kölln, mußte auf seinen Befehl den Plan dazu entwerfen. Allein da es diesem Manne kein rechter Ernst war, so wurde in der Sache nicht viel gethan. Jezt glaubte der Churfürst in Melanchthon den Mann zu erbliken, der Einsichten und Mäßigung genug in sich vereinigte, um mit Erfolg seine Absichten durchzusezen. Er erlangte es endlich auch nach vielen Bitten von dem Churfürsten zu Sachsen, daß Melanchthon im April des Jahres 1543 nach Bonn kommen durfte. Und Herrmann hatte nicht Ursache, seine Bitte zu bereuen. Melanchthon verfertigte nach seiner Ankunft einen Aufsaz, der in des Churfürsten Namen deutsch ausgegeben wurde. In demselben wurden zwar eine Menge von Misbräuchen und abergläubischen Meinungen widerlegt und abgeschaft, aber doch noch eben so viel alte Gewohnheiten nebst den Würden, Freiheiten und Rechten

der Stifter u. s. w. beibehalten. Luther, dem Melanchthon den Aufsaz zuschikte, misbilligte das leztere nicht wenig, wie man von seinem raschen Gange schon gewohnt ist. Jedoch war es der Klugheit gemäß, in einem Lande, wo ohnedies noch so viel Widerstand angetroffen wurde, behutsam zu verfahren. Der Erfolg wenigstens lehrte, wie sehr dies nöthig gewesen war. Die ganze katholische Geistlichkeit lehnte sich gegen die neuen Lehrsäze und churfürstlichen Verfügungen auf. Man schrieb und schmähete nicht nur dagegen, sondern appellirte auch an den Kaiser und an den Papst. Es kam so weit, daß jener den Churfürsten nach Brüssel, dieser aber nach Rom citirte, ja sogar 1546 in den Bann that und der Erzbischöflichen Würde verlustig erklärte. Endlich da auch der Kaiser gewaltsame Maasregeln ergrif, wich er selbst freiwillig aus seinem Lande, ungeachtet die Landstände noch fest an ihren Herrn hiengen, und starb kurz darauf mit dem Bewußtsein, für seinen Theil zur Verbreitung beßrer Religionsübung mitgewirkt zu haben. Aber jedoch war Melanchthons Bemühung nicht ganz fruchtlos gewesen. Ein Trost, der ihn bei seinen Arbeiten einzig ergözte und ihn für alle Beschwerden entschädigte. Viele Einwohner von Kölln, einmal in den neuen Religionswahrheiten unterrichtet, blieben seine Freunde, und erbaten sich nachher noch

von Zeit zu Zeit von ihm weitern schriftlichen Unterricht über einige Punkte, in welchen sie zweifelhaft waren.

Hatte er in diesem Jahre mannigfaltigen Verdruß über öffentliche Angelegenheiten gehabt, so brachte ihm das folgende Jahr häusliche Unannehmlichkeiten und Kümmernisse entgegen. Eigene Krankheiten, der Tod seiner geliebten Tochter, andere Nachrichten von den Todesfällen seiner Freunde erfüllten die Zeit des Jahres 1544. Hierzu gesellte sich das immer wieder überhandnehmende Geschrei über seine allzugroße Nachsicht gegen Andersdenkende, die beständige Sorge vor den zu besorgenden Kriegsunruhen, die neuern Schmähschriften gegen die Aenderungen in Religionssachen — alles Dinge, welche zwar ihn in seinen Arbeiten nicht störten, aber auch gewiß nicht stärkten und aufheiterten.

Aber von der leztern Art war ein Umstand, den ich vielleicht ganz übergehen würde, wenn er nicht vorzüglich frohen Muth und Heiterkeit über Melanchthons Herz ausgegossen hätte. Der Fürst von Anhalt George, ein frommer und religiöser Herr, der selbst Wissenschaften und Gelehrsamkeit besaß und sie bei andern schäzte, aber auch eben deswegen Melanchthons Gönner wurde, den er nur seinen griechischchristlichen Bruder zu nennen pflegte, war zum Coadjutor des Stifts Mer-

seburg im Jahr 1545 erwählt worden. Er verlangte darauf, Luther mögte ihn förmlich ordiniren, und Melanchthon deshalb im Namen der übrigen Theologen eine schriftliche Erklärung verfertigen. Beides geschah zur nicht geringen Freude der Wittenberger Universität. Der Fürst selbst hielt diesen Tag für den vergnügtesten seines Lebens und verrichtete von nun alle Geschäfte eines Predigers. Wie viel dieser Vorfall insbesondere beitrug, Melanchthons Sorgen auf einige Zeit lang zu zerstreuen, bezeugt er selbst: „Des Für„sten Georgs Ordination hat mir viel Freude ge„macht. Seit vielen Jahren ein Tag, an wel„chem ich ganz ohne Sorge lebte. Der Himmel „selbst schien unsere Freude zu billigen. Es war „den ganzen Tag kein Wölkchen am Himmel."

Traurig genug, daß diese seine Freude durch neue Kränkungen getrübt wurde. Man hatte im Jahre 1546 eine neue Unterredung zu Regensburg in derselben Absicht, wie die vorige, angeordnet, und Melanchthon hatte schon Befehl, sich reisefertig zu machen. Auf einmal kam der Gegenbefehl, daß nicht er, sondern verschiedene andere an seine Stelle dahin gehen sollten. Weil aber kein Grund dieser schleunigen Aenderung angegeben wurde, so mußte diese Zurüksezung natürlich unsern Melanchthon befremden. Es schmerzte ihn weniger der zurükgenommene Auftrag, als

der Mangel des Vertrauens, welcher daraus hervorleuchtete. Allgemein wußte man nicht sich die Ursache davon zu erklären. Vielleicht irre ich aber nicht, wenn ich sie in folgenden Worten eines Briefes von Melanchthon selbst, der von diesem Jahre datirt ist, gefunden zu haben glaube: „man „sagt, die beiden Briefe, die ich ohnlängst, wie „du weißt, aus Italien erhalten habe, wären bei „Hofe erwähnt worden und hätten üblen Eindruk „gemacht. Wenn man es verlangt, so kann ich „die Briefe ohne Furcht vorzeigen. Ich mache „kein Geheimnis daraus. Ich glaube doch nicht, „daß es strafwürdig ist, wenn ein Katholik gleich„gültige Dinge an mich schreibt. Wohl dem, der „solche Verläumdungen verachten kann, weil er „ein gut Gewissen hat.“ Vermuthlich mochte man glauben, diese Briefe hätten auf die Vereinigung der beiden streitenden Partheien Beziehung und könnten den Melanchthon noch nachgiebiger machen. Meine Vermuthung wird dadurch bestärkt, daß man es schon ehedem übel aufnahm, da der Cardinal Jakob Sadolet an ihn sehr freundschaftlich geschrieben, und sich seine Correspondenz ausgebeten hatte.

Das vorige Vertrauen wurde aber bald wieder hergestellt, und, da man immer schlimmere Nachrichten von Regensburg aus hörte, bereuete man es sehr, den Melanchthon zurükgelassen zu haben.

Endlich war auch die schon längst beabsichtigte Kirchenversammlung den 13. Dezemb. 1545 zu Trient zusammen gekommen. Die Päpste hatten immer Ausflüchte dagegen gesucht und sie bald da bald dort anstellen wollen. Daher Luther zu sagen pflegte: der Papst schleppe sich mit dem armen Concilio, wie die Kaze mit den Jungen. Die Protestanten, überzeugt, daß für sie nicht viel geschehen werde, waren mehr darüber bestürzt, als erfreut. Es war auch wirklich an keine Vereinigung zu denken. Denn ungeachtet diese Versammlung bis 1563 fortdauerte, so wurde doch weiter nichts ausgerichtet, als daß alles Alte bestätiget und die Neuerungen in kirchlichen Angelegenheiten verdammt wurden. Sie war nicht lange angegangen, als Luther den 18. Februar 1546 aus der Welt gieng, da er eben eine Reise zu dem Grafen von Mannsfeld gemacht hatte. Dieser Vorfall war für Melanchthon erschütternd. Und wer hätte ihm das verdenken wollen? Acht und zwanzig Jahre hatte er mit ihm in der freundschaftlichsten Verbindung gelebt, mit ihm gemeinschaftlich gewirkt und gehandelt, und sich selten von ihm getrennt. Merkwürdig sind dabei seine eigenen Worte: „Der Schmerz, der in meinem „Herzen tobt, ist unbeschreiblich. Wie wenn zwei „Reisende einen und denselben Weg gehen, und „nachdem sie ihn lange gegangen sind, fällt der

„eine todt hin, und der andere jammert, so jam„mere ich nach dem Verluste meines Luthers. Ich „glaubte immer vor ihm aus der Welt zu gehen, „und muß ihn doch noch überleben. Wer weiß, „was der Herr noch über uns beschlossen hat. „Denn ich sehe nun wohl, ich habe noch nicht „genug gearbeitet. Darum läßt mich der Herr „noch leben. Auch ich muß wirken, weil es Tag „ist. — Ich preise Luthern glüklich, daß er keine „Kriege der Religion wegen erlebte. Ich werde „vielleicht nicht so glüklich sein."

Zehntes Kapitel.

Seine traurige Lage während des Schmalkaldischen Krieges.

Melanchthon hatte Recht, wenn er befürchtete, manche Unruhen und Kriege noch erleben zu müssen. Das Sterbejahr Luthers war gleichsam der Vorläufer von vielen darauf folgenden traurigen und bedrängten Zeiten. Der Kaiser war über die schleunige Zurükberufung der protestantischen Theologen von der Unterredung zu Regensburg und über andere kühne Schritte der evangelischen Stände ausserordentlich aufgebracht, und betrachtete sie als Beleidigungen, die seiner Würde nachtheilig wären. Hierzu gesellten sich noch manche politi-

sche Absichten, deren Erörterung nicht hieher gehört. Jezt, da ihm der mit dem Könige von Frankreich geschlossene Friede freiere Hände ließ, entschloß er sich gegen den Churfürsten von Sachsen und die übrigen protestantischen Fürsten gewaltsame Maasregeln zu ergreifen, denen er vorher immer ausgewichen war. Der Schmalkaldische Krieg kam wirklich zum Ausbruch.

Ungern und gewiß nicht ohne innige Theilnahme wird man diese kummervollen Zeiten hindurch den sanften friedeliebenden Melanchthon begleiten, dessen Herz bei jenen Drangsalen so viel leiden mußte. Stäte Sorge, traurige Nachrichten, beständiges Herumirren, ohne irgendwo eine sichere bleibende Stätte zu finden, füllten diese traurigen Jahre aus. Hiermit verband sich die niederschlagende Besorgnis, daß alles vielleicht nun vereitelt werde, was man bisher zur Aufklärung und Verbreitung besserer Religionskenntnisse gethan habe. Was ihn aber am mehrsten angriff, war der Gedanke, von welchem er sich schlechterdings nicht losreissen konnte, daß man lange nicht genug von Evangelischer Seite gethan, und sich nicht vorsichtig genug betragen, um diesen Uebeln vorzubeugen.

Einige Aeusserungen aus seinen Briefen, welche er um diese Zeit schrieb, und welche überhaupt viel Licht über manche dunkle Umstände des gan-

zen Schmalkaldischen Krieges verbreiten können, mögen hier ihren Plaz haben, da sie vorzüglich geschikt sind, seine Denkungsart bei den damaligen Vorfällen zu beweisen: „Unser Herr (er meint „den Churfürsten von Sachsen, den unglüklichen „Johann Friedrich) ist ein großmüthiger vortreflicher Mann, der aber nur zu oft in seinen Urtheilen mistrauisch, in seinem Tadel unvorsichtig, und in seinen Unternehmungen rasch ist, der „Dinge auf sich wälzt, die er von sich ablehnen „könnte. Sein künftiges Schiksal sollte mir nahe „gehen. — Ich befürchte seine Selbstzufriedenheit und Neigung zum Kriege, die sich nicht bequemen will, Freundschaften zu erhalten. — „Oft habe ich unsere Herren freimüthig ins Gesicht getadelt, daß sie manches thaten, was dem „Kaiser misfällig war. — Betrachte ich das Temperament unsers Fürsten, die Verwirrung bei „Hofe, den üblen Zustand des Landes, so fürchte „ich mich. Ich bebe aber am ganzen Körper, „wenn ich mir denke, was wirklich geschehen „wird. — Es ist Pflicht, unsern verbundenen „Fürsten alles Glük und Heil bei ihren Unternehmungen zu wünschen. Sie haben zwar manche „voreilige und tadelnswürdige Handlung sich zu „Schulden kommen lassen, wie es einmal unter „Menschen zu gehen pflegt, aber doch auch der „Wahrheit einen Aufenthalt in ihren Ländern ver-

„stattet und sie mit vielen Arbeiten und Gefah„ren vertheidigt. — Mein Schmerz über die Kriegs„unruhen verzehrt mich. Oft zweifle ich, wenn „ich die Elbe erblike, ob ich ihn ausweinen könn„te, wenn ich auch eben so viel Thränen vergies„sen wollte, als die Elbe Wellen wirft. — Die „Religion wird zum Grunde des Krieges angege„ben. Allein man hat noch andere Absichten, „vielleicht von beiden Seiten. O daß „man seine bösen Neigungen nicht unter dem Dek„mantel der Religion ausbrechen ließe."

Doch schon das angeführte kann beweisen, wie sehr Melanchthon zum Frieden gerathen habe. Es waren noch kurz vor dem Ausbruche des Krieges Gesandten von dem Landgrafen von Hessen gekommen, um sich über die Möglichkeit berathschlagen, ob und wie die Ruhe erhalten werden könnte. Auch Melanchthon wurde befehliget, seine Meinung zu sagen. „Man hat, sprach er, den „Kaiser ohne Noth beleidigt. Man muß ihn wie„der besänftigen. Dies kann geschehen, wenn un„sere verbundenen Fürsten ihrem Bündnisse entsa„gen, und für die übereilten Schritte um Verzei„hung bitten."

Allein man konnte oder wollte seinem Rathe nicht folgen. Die Rüstungen zum Kriege wurden von beiden Seiten eifrigst betrieben. Und schon im Julius 1546 marschirte der Churfürst von Sach-

sen, verbunden mit dem Landgrafen von Hessen mit einer Armee durch Franken nach Schwaben. Der Kaiser, welcher augenbliklich den Churfürsten und dessen Bundsgenossen in die Acht erklärte, befand sich noch mit einem kleinen Kriegsheere zu Regensburg. Man tadelte es damals, daß die Verbündeten, wenn sie einmal feindselig handeln wollten, nicht gleich gegen den Kaiser vorrükten. Melanchthon selbst schreibt: „alles wundert sich, „daß in Baiern alles so träge geht. Allein die „Verbündeten sind selbst nicht einverstanden. Gut, „daß ihre Uneinigkeit das Blutvergiessen aufhält.“ Da endlich der Kaiser seine Armee vergrössert und sich bei Ingolstadt in Baiern festgesezt hatte, so sah sich der Churfürst genöthiget, zurükzuziehen und seine eigenen Länder wieder zu erobern, welche unterdessen der Herzog von Sachsen, Moriz, einverstanden mit dem Kaiser, bis auf die Städte Gotha, Eisenach und Wittenberg eingenommen hatte. Gegen den Winter dachte man wieder von evangelischer Seite auf Friedensvorschläge. Auch Melanchthon sollte diesen Berathschlagungen beiwohnen. Allein hier ist seine Antwort an den Fürsten Georg von Anhalt: „Viele Ursachen hal„ten mich ab, der Versammlung der Fürsten bei„zuwohnen. Ich würde nichts vorbringen können, „als Bitten, welche bei Männern, welche einmal „aufgebracht sind, ohne Nuzen bleiben. Auch

„mein Schmerz hält mich zurük. Denn was soll „ich hoffen, da in der Nachbarschaft schon solche „Grausamkeiten verübt werden, die mit dem Cha„rakter eines Mannes in großem Widerspruche ste„hen, welcher sich für einen Vertheidiger des Va„terlandes ausgeben will. Ueberdies vermuthe ich „nicht, daß von kirchlichen Angelegenheiten die „Rede sein wird. Möchten doch die meinen Rath „vorher nicht verachtet haben, mit denen wir uns „jezt in gleichem Elende befinden. Ich mische „mich nicht gern in die Berathschlagungen der „Fürsten. Ihre Grundsäze stimmen nicht immer „mit meiner Philosophie überein. Auch kenne ich „nicht immer ihre Verhandlungen. Niemals ha„ben sie eine Absicht allein vor Augen, sondern „immer sind mehrere darin verwikelt. Dieser „Umstand hat auch zu diesem Kriege Gelegenheit „gegeben."

Die Unterhandlungen wurden aber bald abgebrochen. Der Kaiser kam, um diese Geschichte hier nur kurz zu berühren, im Frühjahre 1547 selbst mit einem Kriegsheere nach Sachsen, und traf den Churfürsten bei Meißen. Dieser gieng geschwind über die Brüke, ließ sie hinter sich abbrennen, und wollte sich weiter hinunter nach Wittenberg ziehen. Jener folgte ihm jenseits der Elbe, gieng bei Mühlberg durch die Verrätherei eines sächsischen Unterthanen über diesen Fluß, er-

eilte den Churfürsten, schlug ihn und bekam ihn und den Herzog Ernst von Lüneburg in seine Gefangenschaft. Den 4. Mai kam er endlich selbst in Wittenberg an, und nöthigte dem unglüklichen Churfürsten, der mit vieler Standhaftigkeit seine Leiden ertrug, die Einwilligung in den Verlust aller seiner Würden ab. Die Universität war unterdessen aus Wittenberg geflüchtet, und die Beschreibung, die davon Melanchthon macht, erregt Mitleiden. Er selbst mußte sich wegbegeben, verlor den größten Theil seiner Sachen und Bücher, und irrte in Dessau, Zerbst, Magdeburg, Braunschweig, Nürnberg und andern Orten unstät und flüchtig umher. Voller wehmüthiger Klagen sind die Briefe, die er von diesen Orten aus an seine Freunde schrieb, aber doch immer noch Beweise, daß ihm sein Privatwohl weit weniger am Herzen lag, als das allgemeine Beste. Um nicht müßig zu sein, versuchte er hier und dort wieder Studierende zu sammlen, und ihnen durch Unterricht nüzlich zu werden. Aber immer vertrieben ihn mit seinen Zuhörern die weiter um sich greifenden Kriegsunruhen. Man kann schon vermuthen, daß er bei diesen Drangsalen auch von Seiten des Unterhalts in Verlegenheit sein mußte. Das wenige, was er noch hatte, gab er den armen Studierenden, die ihm auf seiner Flucht folgten und bei den damaligen Umständen keine Un-

terstüzung von den Ihrigen erhalten konnten. Und hätte man nicht eben diese Tugend der Wohlthätigkeit ihm bewiesen, die er andern bewies, so hätte er sehr oft darben müssen. Einmal, da er unterwegens eben sich befand, wußte er wirklich nicht, wovon er seinen Weg fortsezen sollte, als er noch unvermuthet an einem ganz fremden Manne, der aber seinen Namen hatte nennen hören, Unterstüzung fand. Nichts dauerte ihn mehr als die Seinigen, für die er nicht, wie er wollte, sorgen konnte. Ihn selbst kümmerte es weniger, da er nie an Ueberfluß gewöhnt war.

Der Kaiser verließ endlich Sachsen, nachdem er dem Herzog Moriz die Churfürstlichen Länder (Thüringen ausgenommen, welches den Söhnen des noch immer gefangenen Churfürsten Johann Friedrichs verblieb) nebst der Churwürde ertheilt hatte. Dieser Herr, welcher nur aus politischen Gründen mit dem Kaiser in ein Bündnis getreten, sonst aber gegen die Reformation nichts vornahm, berief sogleich den Melanchthon nach Leipzig, in der Absicht seine beiden Akademien Leipzig und Wittenberg wieder empor zu bringen. Auf der andern Seite wollten die Prinzen des gefangenen Churfürsten nach dem Wunsche ihres Vaters in ihrem Lande zu Jena eine neue Universität anlegen, und baten den Melanchthon, den Plan dazu zu entwerfen und zur Einrichtung der-

selben behülflich zu sein. Jezt war er nun wirklich in Verlegenheit, was er thun sollte. Hier reizte ihn der Ort, wo er so lange gelebt und gearbeitet hatte. Dort schien die Dankbarkeit gegen die Prinzen seines alten Herrn ihn zu rufen. Nachdem er alles reiflich überlegt und die Gründe von beiden Seiten abgewogen hatte, bestimmte er sich wieder nach Wittenberg zu gehen. Allein dies war ein Entschluß, der ihm vielfältige Vorwürfe und Argwohn zuzog. Undankbarkeit, Treulosigkeit, Schmeichelei, Uebergang zur katholischen Parthei — das waren die Schmähungen, mit welchen man ihn überhäufte.

Ich enthalte mich meines Urtheils und begnüge mich bloß, einige Stellen aus seinen Briefen anzuführen, die darauf Beziehung haben. „Ob „ich gleich, schreibt er, zu Wittenberg manches „habe erdulden müssen, so wünschte ich doch der „unglüklichen Universität wieder aufzuhelfen. Ich „liebe diesen Ort, wie mein Vaterland. Hier ha„be ich mit den treflichsten Männern in Verbin„dung gestanden und gemeinschaftlich gearbeitet. „— Ich bin nun wieder (den 26. Julius 1548) „auf meinem alten Plätzchen, und suche alles wie„der in Ordnung zu bringen. Der Fürst ist auch „der Universität nicht abgeneigt. Aber bei Hofe „berathschlagt man sich über nichts so lange, als „über Geldausgaben. Gewährt man uns nicht

„einige Unterstüzung, so ist an keine Wiederher-
„stellung zu denken. — Ich weiß zwar wohl, daß
„mich alle tadeln, wieder hieher gegangen zu sein.
„Allein man sagte mir, ich würde die Universität
„sinken lassen, wenn ich nicht käme. Ich muß
„nicht auf meinen Vortheil, sondern auf das all-
„gemeine Beste sehen. — Der Name Wittenberg,
„die Freundschaft mit meinen alten Collegen und
„endlich der Schmerz selbst, den ich noch nicht
„überwinden konnte, haben mich hieher gezogen.
„Habe ich geirrt, so mag es mir Gott verzeihen.
„Bei meinem hohen Alter und bei den Kriegsun-
„ruhen schien mir es unthunlich, noch anderswo
„eine neue Universität anzulegen. — Geld und
„Vergnügen hat mich nicht hieher gelokt. Ich le-
„be hier auf meine Kosten, und sehe nichts als
„allgemeinen Jammer. Kein Tag geht ohne Thrä-
„nen hin. Ja es ist noch ungewiß, ob die Wie-
„derherstellung möglich ist. Geschieht es aber, so
„muß es von Nuzen sein. — Auch die Besorgnis
„hatte ich, die Errichtung einer neuen Universität
„möchte dem gefangenen Fürsten noch mehr Haß
„zuziehen. Und hätte ich etwas daselbst geschrie-
„ben, was den Beschlüssen der Kirchenversammlung
„zu Trient entgegen wäre, so hätten die jungen
„Prinzen in neue Gefahr kommen können.

Schon aus diesen Aeusserungen läßt sich zum
Theil abnehmen, wie viel er sich Mühe geben

mochte, um Wittenberg seine vorige Verfassung wieder zu geben. Nicht zufrieden, die geflüchteten Lehrer und Studierenden größtentheils wieder dahin zu ziehen, bewirkte er auch durch seine freimüthige Bitten viele milde Stiftungen und Geschenke für die Universität von dem neuen Churfürsten.

Während der Zeit bemühte sich der Kaiser, die zu Trient angestellte Kirchenversammlung, welche man wider seinen Willen nach Italien verlegt hatte, auch an demselben Orte zu beendigen und sichere und feste Entschliessungen zu fassen, wodurch die entstandenen Religionsstreitigkeiten beigelegt werden könnten. Eingedenk der vielen Versprechungen, die er deshalb gegeben hatte, wollte er auch den Schein haben, aus dieser Ursache allein den Krieg angefangen zu haben. Um so weniger durfte er jezt mit sich selbst im Widerspruche sein. Da ihm aber immer noch der Papst darin entgegen war, so ließ er eine neue Vereinigungsformel, die der oben schon erwähnten sehr ähnlich war, aufsezen. Diese sollten beide Partheien unterdessen (daher sie auch den lateinischen Namen Interim führt) annehmen und unterschreiben, bis ein freies allgemeines Concilium zu Stande kommen würde. Er schikte es sogleich dem Papste zu, der aber weder mit dem eigenmächtigen Verfahren des Kaisers, der nach

seiner Meinung in Religionssachen nicht entscheiden dürfe, noch mit dem Inhalte des Interims selbst zufrieden war. Dadurch ließ sich aber der Kaiser nicht abhalten, es den 13. Mai 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg zu publiciren. Die mehresten Protestanten hingegen wollten es eben so wenig billigen. Man pflegte daher zu sagen: O willige nicht ins Interim, denn das hat den Schalk hinter ihm! Es waren darinne alle alte Lehrsäze und Gebräuche, welche doch die Lutheraner so heftig bestritten hatten, bestätigt und ihnen weiter nichts zugestanden, als die Priesterehe und der Gebrauch des Abendmals unter beiderlei Gestalt. Selbst Melanchthon wollte nicht seine Einwilligung zur Annahme desselben geben, der doch alle seine Wünsche in der Beilegung aller Religionsstreitigkeiten vereinigte. Man erzählt, daß der Kaiser über den Widerspruch dieses Mannes sich ganz besonders gewundert, und deswegen ihn zu hassen angefangen habe, da er vorher immer günstig von ihm zu urtheilen gewohnt gewesen wäre. Wenigstens wurden jezt dem Melanchthon mancherlei Nachrichten von Nachstellungen und Lebensgefahren hinterbracht, welche Folgen jenes Widerspruchs wären. Vielleicht wollte man ihn aber dadurch nur schreken, und dahin bringen, desto eher seine Meinung zu ändern. Allein er, der bei aller Schüchternheit doch Muth genug be-

saß, für die Wahrheit alles aufzuopfern, war überdies jezt zu sehr durch Unglüksfälle abgehärtet, um sich an solche Nachrichten zu kehren. Der Churfürst Moriz selbst nahm sich seiner großmüthig an, und belohnte dadurch das Vertrauen, das seine neuen Unterthanen zu ihm hatten. Melanchthon schreibt: „der Kaiser soll mich hassen und meinen „Tod wollen. Ich will doch lieber zehnmal todt „sein, als ein einzigesmal wider mein Gewissen „handeln, auch wenn mich der Churfürst nicht „schüzen wollte. An mir einzigen, armen geringen „Manne kann aber auch dem Kaiser nicht „viel gelegen sein.“ Diesmal aber hatte er Unrecht, der Kaiser war deswegen so unwillig über ihn, weil seinem Ansehen mehrere folgten und die Absicht desselben vereitelten.

Da aber der Kaiser auf der allgemeinen Annahme des Interims bestand, und die Weigerung einiger Stände für Beleidigung seiner Würde ansah, so entstanden immer mehr Spaltungen und Unruhen. Viele Geistliche am Rheine mußten entweichen und manche Stadtobrigkeiten, die sich dagegen sezten, wurden arretirt.

Aber sollte man es glauben, daß das Interim dem Melanchthon noch auf einer andern Seite nachtheilig war? — Ob er gleich jene Vereinigungsformel, wie sie der Kaiser vorgelegt hatte, nicht ganz billigte, so war er doch der Mei-

nung,

nung, daß man in gleichgültigen Dingen, welche nicht das Wesen der Religion selbst betrâfen, den Katholiken nachgeben könne und müsse. Dieser Grundsaz aber, den er jezt bei Gelegenheit der Bemühungen des Kaisers mehr als sonst laut und öffentlich zu erkennen gab, wurde für ihn die Ursache von schändlichen und wüthenden Verfolgungen. Nichts ist ekelhafter, als die Schriften zu lesen, welche damals darüber gewechselt wurden. Auch ohne die Rüksicht, daß ein Unschuldiger dadurch von der empfindlichsten Seite angegriffen wurde, müssen sie das Gefühl eines jeden empören, welcher aller Art von Zänkereien abgeneigt ist.

Der Mann ist zu berüchtiget, welcher eine Parthei wider Melanchthon anführte, als daß ich ihn nicht nennen sollte. Er hieß Mathias Flacius. Lange noch wird sein Name, doch nicht zu seiner Ehre, in der Geschichte einen Plaz behaupten, und mit allen denen sein Loos theilen, welche sich durch Zänkereien jemals auszeichneten. Dieser Mann kam nach Wittenberg, genoß, weil er von andern Orten gute Empfehlungen hatte, allgemeine Achtung und also auch des Mannes, der gegen jedermann sich liebreich und gefällig bewies. Melanchthon unterstüzte ihn mit Gelde, half ihm zu Aemtern und Ehrenstellen, und war ihm auf alle Art förderlich. Und jener bewies sich auch dadurch dankbar, daß er thätig und fleißig

war. Aber von einer andern Seite desto undankbarer. Denn da eben die Rede von dem Interim war, und Melanchthon mehr als sonst darauf dachte, in Nebendingen nachzugeben, so brach auf einmal seine Hize aus, mit welcher er gegen Melanchthon und alle die, welche mit ihm gleicher Meinung waren, zu Felde zog. Misverstandener Eifer, oder Stolz und die Begierde, Aufsehen zu erregen, oder Verstellung und das Anstiften anderer mochten ihn dazu veranlassen. Den ersten Grund will Melanchthon, der immer die besten Absichten den Handlungen anderer unterzulegen pflegte, für den wahren gehalten wissen. Und wenn auch die beiden leztern nicht ohne Wahrscheinlichkeit wären, so mag doch die Geschichte mit dem menschenfreundlichen Melanchthon übereinstimmen. Kurz er suchte von nun an die Gesinnungen aller auszuforschen, verbreitete heimlich unter erdichteten Namen Schmähschriften, und zeichnete darin alle Redensarten in Melanchthons Schriften aus, welche Sanftmuth und Schonung und nicht den kühnen Geist des Widerspruchs athmeten. Was nicht derb und hart von ihm gesagt worden war, das gab er alles für offenbaren Abfall von der Wahrheit, für Herablassung und Neigung zu den päpstlichen Irthümern aus.

Natürlich, daß solche Vorstellungen bei vielen Eindruk machten. Man hielt damals den-

jenigen für den gefährlichsten, aber auch deswegen für den bösartigsten Feind, welcher den Argwohn erregte, als neige er sich wieder auf päpstliche Seite und wolle andere dazu führen. Allein zu Wittenberg war das Vertrauen zu Melanchthon in den Gemüthern doch zu sehr gegründet, als daß es Flacius bei allen, wenn auch gleich bei vielen, erschüttern konnte. Ueberdies war der Churfürst Moriz mit Melanchthon einverstanden. Durch diese Umstände scheu gemacht, entwich er heimlich aus Wittenberg und begab sich nach Magdeburg. Allein hier und an mehreren Orten fand er für den Widerspruch, den er von einigen Gutgesinnten am erstern Orte erfahren hatte, hinlängliche Entschädigung. Alles pflichtete ihm bei und betrachtete Wittenberg schon wieder als den Siz der alten Kätzerei und Melanchthon als ihren Urheber und Beförderer. Man schimpfte und schmähte und fand darin seine Befriedigung. Melanchthons Empfindungen bei diesen Verfolgungen darzustellen, ist hier der Ort nicht, so leicht ich es auch könnte, wenn ich nur einige Stellen aus seinen damals geschriebenen Briefen ausheben wollte. Eine geringe Bekanntschaft mit seiner Denkungsart macht alles weitere überflüssig. Jeder seze sich in Melanchthons Lage, sei von seiner Unschuld und redlichen Absichten überzeugt, bringe dazu ein so weiches und empfindsames Herz

mit, und urtheile, wie ihm dabei zu Muthe gewesen sein mag. Er betrug sich dabei wie ein kluger Arzt, welcher den Kranken bedauert und ihm, wenn er kann, seine Gesundheit wieder verschaft; im entgegengesezten Falle aber wenigstens die Krankheit nicht schlimmer macht, und den Armen nicht durch unnöthige Plagen oder niederschlagende Worte bekümmert. So auch er! Er antwortete entweder gar nicht oder that es mit einer Gelassenheit, welche seine Gegner nicht wenig verdroß. Diese Streitigkeiten selbst, welche von der dazu genommenen Gelegenheit die Interimistischen oder weil sie über das Nachgeben in gleichgültigen Dingen geführt wurden, die Adiaphoristischen heissen, veranlaßten ihn jedoch, über seine Meinung noch mehr nachzudenken und sie von allen Seiten zu prüfen. „Gott „ist mein Zeuge, schreibt er, daß ich prüfe, for„sche, überlege und untersuche. An mir ist es „nicht gelegen, wenn ich irren sollte.“ Die Frucht dieser Ueberlegung war aber immer die Befestigung seiner Meinung. Er sahe, daß sich so vieles in Staatsangelegenheiten verändert hatte, erblikte das Unglük, das sich schon ereignet hatte, die Kriege, die schon geführt wurden, das Blut, das schon vergossen war, und befürchtete ähnliche Dinge in der Zukunft. Der sicherste Weg schien ihm also der zu sein: ohne den Wahrheiten der

Religion etwas zu vergeben, und sie in ihren Hauptsäzen erschüttern zu lassen, welches man schlechterdings nicht dulden müsse, in übrigen Dingen, die immer von jeher nach Zeit und Ort verschieden gewesen wären, ein solches Uebereinkommen zu treffen, daß, wenn man auch einiges ändern müsse, doch die öffentliche Ruhe wieder hergestellt werde. Die Richtigkeit dieser Ueberzeugung tröstete ihn bei allen Verfolgungen und hielt ihn, so sehr man ihn auch einlud, auswärts einen sichern Zufluchtsort zu suchen, zu Wittenberg zurük, in der ruhigen Erwartung, wie es ihm noch ergehen werde. Und was er sein ganzes Leben hindurch vermieden hatte, irgend einer wilden Leidenschaft Raum zu geben oder die Gunst der Großen zu suchen, das zu fliehen hielt er bei seinen jezigen Umständen um so mehr für Pflicht. Seinen Gegnern, die sich ohnedies gar nicht besänftigen lassen wollten, dadurch noch mehr Gelegenheit zu Schmähungen zu geben oder sie durch eine gleiche üble Behandlung noch mehr zu erbittern, schien ihm seiner unwürdig zu sein.

Um aber ihnen nicht die Entschuldigung des Misverstandes zu lassen, gab er jezt eine Schrift heraus, worin er kurz und deutlich entwikelte, was er unter gleichgültigen und ausserordentlichen Dingen in der Religion verstanden wissen wollte. Seine Erklärung darüber war nun so beschaffen,

daß jeder damit zufrieden sein konnte. Aber auch dadurch richtete er bei Leuten nichts aus, die entweder nur auf das Geschrei anderer zu hören sich gewöhnt hatten, oder einer eigenen Prüfung unfähig waren. Jedes Wort nahm man von der schlimmsten Seite auf, und wagte es sogar, welches gewöhnlich misglüken muß, Schlüsse und Folgerungen daraus zu ziehen, welche gar nicht darin lagen. Selbst gute und rechtschafne Männer fiengen nun an, an Melanchthon zu seiner nicht geringen Kränkung, irre zu werden, denen diese Vorspiegelungen um so glaublicher wurden, jemehr sie schon seine Unzufriedenheit mit Religionsstreitigkeiten kannten. Sie waren zu zärtlich um die Beibehaltung ihrer neuen kirchlichen Verfassung besorgt, als daß sie nicht jede kleine Veränderung und Antastung derselben schon für den Umsturz des ganzen wohlthätigen Werks der Reformation halten sollten. Und die Streitigkeiten hörten selbst dann nicht auf, da Flacius von Magdeburg, welches der Churfürst Moriz auf Befehl des Kaisers den 3. Novemb. 1550 erobert hatte, nach Jena flüchtete und auch von dem leztern Orte seiner unbesonnenen Hize und Zanksucht wegen verjagt wurde. Melanchthon mußte sie dulden bis an seinen Tod.

Der Churfürst Moriz, darüber unzufrieden, veranstaltete zwar an mehrern Orten theologische

Zusammenkünfte, um über diese Vorwürfe sich zu berathschlagen. Denn er hatte sich wie Melanchthon nicht ohne Ausnahme für das Interim erklärt, und drang immer auf das Versprechen des Kaisers, manche Misbräuche in der katholischen Kirche abzuschaffen. Man sezte daher gewisse Meinungen darüber auf, die zwar von dem, was Luther gelehrt hatte, in der Hauptsache nicht abwichen, aber doch neues Staunen und Schmähen der Gegenparthei erwekten. Alles, was im Chursächsischen in Religionssachen vorgenommen wurde, schrie man als verdächtig und papistisch aus.

Und gleichwohl — man erlaube mir diese Herzenserleichterung — was hatten diese Befehdungen für Nuzen? Welche Dunkelheit wurde dadurch zerstreut? Welches neue Licht verbreitet? Welche Zweifel gehoben? Welcher Vortheil für die Religion errungen. — Ach daß nicht die Geschichte so sehr für das Gegentheil spräche! Neue Ungewißheit, neue Zweifel, Kränkungen, Haß, Feindschaft, Erbitterung und tausendfache Uebereilungen und Verlezungen der brüderlichen Einigkeit waren die eben so traurigen als unvermeidlichen Folgen. Man wollte den Schein haben, es zum Vortheil der Religion zu thun und sie hatte davon Schaden.

Traurig genug, daß diese Fehde nicht die einzige war, welche man gegen den Melanchthon

erhob! Es ist schon oben erwähnt worden, wie nachdrüklich er sich gegen den groben Misbrauch erklärte, welchen man von der Lehre, vom Glauben machte, indem man diesen allein zur Erlangung des Beifalls Gottes für nöthig, gute edle Handlungen aber und ein nach den Vorschriften Jesu eingerichtetes Leben für überflüssig hielt. Man meinte überdies, der Mensch könne zu seiner Besserung gar nichts thun, diese müsse und könne allein Gott selbst wider des Menschen Willen bewirken. Es fällt in die Augen, wie nachtheilig und gefährlich dieser Wahn für Tugend und Religion sein muß. Niemand sah dies besser ein, als Melanchthon, der diesem Irrthume auf alle Art zuvorzukommen suchte. Er erklärte, auch der Mensch müsse das Seine thun, und dadurch, daß er sich von bösen Gewohnheiten und Fehlern entwöhne, zu seiner Besserung mitwirken. Hiezu kam, daß er in der Lehre vom Abendmahle Ausdrüke wählte, welche Reformirte und Lutheraner vereinigen sollten. Auch diese seine gutgemeinten Erklärungen gaben Gelegenheit zu tausendfachen Schmähungen und Verfolgungen. Noch andere Anfälle auf ihn wagte ein gewisser Mathias Osiander, ein gelehrter aber anmaßender und stolzer Mann, die ich aber übergehen muß, weil ihre Erwähnung zu nichts dient, als daß sie Misvergnügen und Bedauern erwekt. Wir

kennen schon Melanchthons Betragen bei solchen Gelegenheiten. Er kränkte sich, aber er ließ seine Kränkung nicht seinen Gegnern fühlen. Oft verschloß er sich traurend und einsam in sein Zimmer, dachte über das Geschehene nach, nnd bat weinend Gott, daß er ihn selbst leiten und Mittel angeben möge, wie er diesen Uebeln abhelfen könne. Dies that er, so oft ihm Nachrichten von neuen Angriffen hinterbracht wurden.

Unterdessen bemühte sich der Kaiser, sein gegebenes Versprechen wegen der weitern Untersuchung der kirchlichen Angelegenheiten zu halten. Er brachte es auch dahin, daß die Kirchenversammlung im Jahre 1551 wieder nach Trient verlegt wurde. Den protestantischen Ständen, welche, durch das Beispiel des unglüklichen Churfürstens Johann Friedrichs schüchtern gemacht, daselbst Gefahr befürchteten, versprach er alle mögliche Sicherheit. Bei diesen Umständen gab auch der Churfürst Moriz dem Melanchthon den Auftrag, von neuem eine Schrift zu verfertigen, welche man dieser Kirchenversammlung überreichen könnte. Dieser that es, und eine Menge Theologen, welche darüber ihr Gutachten geben mußten, hatten wenig oder nichts dagegen zu erinnern. Sie war mit der ihm gewöhnlichen Vorsicht und Schonung geschrieben, und selbst mehrere evangelische Stände waren damit zufrieden,

daher sie auch unter dem Namen der wiederhol-ten Augsburgischen Confession bald hernach be-kannter wurde. Indem man aber hofte, daß des Kaisers Bemühungen von glüklichen Folgen sein und Deutschland Ruhe ertheilen würden, so schlu-gen die Nachrichten, welche man von Augsburg und andern schwäbischen Städten, wo viele evan-gelische Lehrer vertrieben worden waren, hörte, auf einmal wieder alle diese Erwartungen nieder. Niemand war darüber mehr betreten, als Me-lanchthon, welcher gewaltsame Maasregeln gerade als den Weg betrachtete, auf welchem man von beiden Seiten seine Absichten verfehlen würde.

Oft hatte er seinen Fürsten gebeten, nur der Sache freien Lauf zu lassen und selbst den Kaiser zu ersuchen, von allen Machtsprüchen abzustehen. Er urtheilte gewiß sehr richtig: Zwistigkeiten über Religionssachen könnten nicht durch Gewalt und Macht gehoben werden. Nur dadurch könne man ihnen vorbeugen, daß man den Einsichten ande-rer zu Hülfe komme, sie belehre und durch Grün-de überzeuge. Auf einem andern Wege sei bei Andersgesinnten nichts auszurichten, weil sie, dem Zwange nachzugeben, für Versündigung hielten. Eher würden sie das Leben lassen, ehe sie ihre Meinungen änderten, und in dem Märtyrertode für die Religion einen nicht geringen Ruhm su-chen. Wollte man dem Melanchthon einwenden,

daß es ja Pflicht sei, den Irrenden, welcher nicht mit Güte sich leiten ließe, mit Gewalt von seinen Irthümern zurükzuführen, so erwiederte er: die Ueberzeugungen in der Religion dürften schlechterdings keinem weltlichen Richterstuhle unterworfen sein, wenn nicht die schlimmste Tyrannei, welche über die Gewissen sich eine Herrschaft anmaßt, daraus entstehen sollte. Welch ein Glük — das muß ich hierbei ausrufen — wenn Melanchthons Maximen allgemeiner wären.

Und so urtheilte er auch von der Kirchenversammlung zu Trient. Mit einer Hand, sagte er, bietet man uns den Frieden an, wenn man uns zu Berathschlagungen einladet, und mit der andern drohet man jedem, der sich nicht verbindlich machen will, den gebieterischen Aussprüchen derselben sich zu unterwerfen. Demungeachtet machte er sich auf Befehl seines Fürsten nebst andern im Januar des Jahrs 1552 auf den Weg nach Trient. Jedoch hatten sie Auftrag in Augsburg bis auf weitere Verordnung zu warten. — Da sie aber nach Nürnberg kamen, verbreitete sich schon das Gerüchte, ihr Herr rüste sich zu einem Kriege gegen den Kaiser. Das Gerüchte enthielt keine Unwahrheit. Der Churfürst Moriz hatte lange schon vergeblich bei dem Kaiser um die Loslassung seines gefangenen Schwiegervaters des Landgrafens von Hessen angehalten. Dies und

andere Umstände, deren Entwikelung nicht hieher gehört, bestimmten ihn, Gewalt zu gebrauchen und gegen den Kaiser selbst zu Felde ziehen. Das Glük war ihm günstig. Er überrumpelte den Kaiser, welcher zwar noch mit genauer Noth entkam, aber doch am 2. August 1552 den bekannten Paßauischen Vertrag eingehen mußte. Darinne wurde unter andern versprochen, daß binnen sechs Monaten ein Reichstag gehalten und die Religionsstreitigkeiten zwischen den Katholiken und Protestanten beigelegt werden sollten. Aber diesen Reichstag, der sich etwas verzögerte, erlebte Moriz nicht, da er schon im folgenden Jahre in der Schlacht bei Sivershausen jedoch als Sieger einen tödtlichen Schuß erhielt und seinen Bruder August zum Nachfolger hinterließ.

Melanchthon war unterdessen wieder nach Wittenberg zurükgekommen, und neue Erwartungen der Dinge beängstigten ihn. Allein der neue Churfürst war ein Herr, der seine Unterthanen mit frohen Hoffnungen erfüllte. Bemerkenswerth ist es, daß die Absichten einiger Uebelgesinnten, Melanchthons Namen bei diesem Herrn verdächtig zu machen, gerade die entgegengesezte Wirkung hatten. Er schenkte demselben sein ganzes Vertrauen und zog ihn, oft wider den Willen desselben, bei allen Gelegenheiten zu Rathe. Auf Veranlassung desselben mußte Melanchthon jezt

neue Vorschläge thun, wie dem öffentlichen Gottesdienste und den Schulen noch eine bessere und zwekmäßigere Einrichtung zu geben sei, welche auch insgesammt befolgt wurden, und für die damaligen Zeiten großen wohlthätigen Einfluß hatten. Nichts war dem Churfürsten misfälliger, als die Spaltungen, welche selbst in der evangelischen Kirche entstanden waren. Schon im Jahre 1554 mußten daher einige Theologen zu Naumburg zusammen kommen, um sich zu vereinigen und über die Melanchthon vorgeworfenen Abweichungen von der Evangelischen Lehre zu besprechen. Lezterer war selbst gegenwärtig, und man erklärte sich zur gegenseitigen Zufriedenheit, wiewohl dadurch den heimlichen Befehdungen Melanchthons noch lange nicht ein Ende gemacht wurde.

Wichtiger, als alle vorigen, war endlich das Jahr 1555. Der von Moriz bedungene Reichstag kam jezt zu Stande. Und nach vielen gegenseitigen Kämpfen wurde den Protestanten eine freie ungestörte Religionsübung zugestanden, und ein Religionsfriede geschlossen, wodurch sie ganz der Oberherrschaft des Papstes entnommen wurden. „Alles freuet sich, schrieb Melanchthon damals. „Aber wie lange wir uns freuen werden, weiß nie„mand.“ Er kannte die Gemüther der Menschen zu gut, als daß er alles schon für beendigt halten sollte.

Eilftes Kapitel.

Seine lezten Lebensjahre bis zu seinem Tode 1560.

Seine Freude wurde schon dadurch verbittert, daß die Gährungen, welche die obgedachten Männer, Flacius und Osiander, erregt hatten, jezt wieder mit neuer Wuth ausbrachen. In Nürnberg war es darüber gar zu ärgerlichen Auftritten gekommen. Der Rath daselbst verlangte in diesen mislichen Umständen Melanchthons Gegenwart. Er erschien auch und hatte nicht Ursache, diese Reise zu bereuen. Seine menschenfreundlichen Bitten, seine klugen Vorstellungen und schriftlichen Erklärungen bewirkten dort bald wieder Ruhe und Einigkeit. Wie sehr wünschte er, seine Gegner an andern Orten eben so, wie hier, besänftigen zu können! Von dieser Unmöglichkeit überzeugte ihn die neue, aber fruchtlose Reise nach Worms. Man wollte im Jahre 1557 noch einen Versuch machen, die Katholischen und Evangelischen, zwischen denen zwar nun Friede geschlossen war, aber doch immer noch gegenseitiger Haß herrschte, durch eine Unterredung der vornehmsten Theologen einander näher zu bringen. Auch Melanchthon mußte daselbst erscheinen. Aber umsonst! Doch jezt lag die Schuld fast weniger auf katholischer als

auf protestantischer Seite, davon einige zu Flacius Anhängern gehörten und jeden Vorschlag Melanchthons unwirksam machten.

Während daß nun diese Sache abgebrochen wurde, erhielt er eine neue Aufforderung von dem Churfürsten von der Pfalz, nach Heidelberg zu kommen und Vorschläge über eine zwekmäßige Einrichtung der dortigen Universität zu thun. Er thats und erhielt nicht nur den Dank des Fürsten, sondern aller, welche in seine wohlthätigen Absichten eindringen konnten. Hier war es aber, wo ihm die Nachricht von dem Tode seiner zu Wittenberg hinterlassenen Gattin hinterbracht wurde. Sie war am 11. Oktob. dieses Jahres verstorben. Einer seiner Freunde mußte diesen Vorfall ihm melden. „Gut, rief er aus, ich werde „ihr bald folgen!“ Aber einem so zart fühlenden Herzen war es freilich nicht zu verüblen, wenn der Schmerz über seinen Verlust nachher oft wiederholte Angriffe auf ihn that. Die Universität gab ihm selbst späterhin umständliche Nachricht davon, und bat ihn sehr, dieses Unfalls wegen ja nicht etwa Wittenberg zu verlassen, sondern auf alle Art seine Zurükkunft zu beschleunigen, indem seit seiner Abwesenheit schon der dritte Theil der Studierenden weggegangen sei. Diese Bitte erfüllte er auch, so bald es ihm möglich war. Und sein unermüdeter anhaltender Fleiß in

dem Unterrichte der Studierenden erfüllten seine noch übrigen beiden Lebensjahre. Aber das Jahr 1560 war sein Sterbejahr. Schon seit langer Zeit hatte er immer über heftige Steinschmerzen geklagt, die bald heftiger, bald schwächer wurden. „Diese Krankheit, schreibt er, trage ich mit „Geduld. Sie wird mich zu jener Schule füh„ren, wo mein Geist mehr lernen wird.“ Da er aber zu Anfange des Aprils um die Churfürstlichen Stipendiaten zu examiniren, in Leipzig gewesen und eben auf der Rükreise begriffen war, so fiel eine solche rauhe Witterung ein, daß er in ein bösartiges Wechselfieber verfiel, welches seine Kräfte zwar ausserordentlich schwächte, aber ihn doch von seinen Arbeiten nicht abhalten konnte. Er hielt seine Vorlesungen wie gewöhnlich, schrieb noch sein Osterprogramen, und trug es selbst in die Drukerei. Ueber das war auch sein lezter Ausgang! Denn ob er gleich noch an demselben Tage eine schöne Vorlesung über das feierliche Gebet Jesu Joh. 17. mit solcher Kraft und Rührung hielt, daß sie auf seine Zuhörer bleibenden Eindruk machte, so erfolgte doch darauf eine große Abmattung. Doch wollte er noch am ersten Osterfeiertage das Festevangelium erklären, und nahm es sehr übel auf, daß man die Vorlesung ohne sein Wissen abgesagt hatte. Die folgenden Tage befand er sich in den Zwischenräumen, wo

ihn

ihn das Fieber nicht anfiel, leidlich. Er konnte essen und trinken, und unterredete sich noch mit seinen Freunden über gelehrte Dinge. Da man ihm auf die Frage, was man von seiner Krankheit halte, die Gefahr seines nahen Todes ankündigte, so ließ er unter seinen Papieren sein schon vor einiger Zeit aufgeseztes Testament aufsuchen, in welchem er seine Meinung über die wichtigsten Dinge der Religion angezeigt hatte. Es konnte aber aller Mühe ungeachtet nicht gefunden werden. Darüber unwillig, stand er äusserst schwach aus seinem Bette auf, und schrieb es von neuem, ohne es jedoch beenden zu können. Am 19. April wurde sein Puls immer schwächer, sein Oden kürzer und seine Augen matter. Alle Professores kamen in sein Haus, nachdem sie durch einen Anschlag die Studierenden von der Gefahr ihres großen Collegen benachrichtiget hatten, und beteten für sein Leben. Man fragte ihn noch, ob er etwas auf seinem Herzen habe. „Nichts, rief er, als die Einigkeit der „Kirche." Endlich erklärte er, man sollte ihm nicht mehr mit Fragen beschwerlich sein. Und ohne daß man wieder eine Verzukung oder Bewegung an ihm bemerken konnte, war Abends gegen 7 Uhr der Mann nicht mehr, von dessen Thaten und Handlungen ich bisher meine Leser unterhalten habe.

Ungeachtet er das nicht geringe Alter von 63 Jahren und eben so viel Tagen erreicht hatte, so war doch das Trauren über seinen Tod allgemein. „Unser Präceptor ist todt!“ erscholl auf allen Straßen. Viele Freunde kamen nach Wittenberg, um seinen todten Leichnam noch zu sehen. Das Leichenbegängnis war glänzend und seiner würdig. Er wurde in der Schloßkirche beigesezt, und ihm ein Denkmal errichtet, welches seinen Verdiensten angemessen war. Nicht leicht ist auf den Tod irgend eines Gelehrten so viel in gebundener und ungebundener Rede geschrieben worden. Im Namen der Akademie wurde sein Tod und alle kleine Umstände desselben seinen auswärtigen Freunden berichtet. Viele Jahre nachher wurde noch sein Todestag jährlich gefeiert, bis es endlich kein Gelehrter mehr wagte, seiner ehrenvoll zu gedenken, aus Furcht das Lob der Rechtgläubigkeit zu verlieren. Erst nach zweihundert Jahren 1760 feierte man noch sein Gedächtnis, und eine Menge Schriften erschienen an seinem Sterbetage zu Wittenberg, Leipzig, Tübingen und Nürnberg. Aber immer verwies man noch mit bedenklicher Miene auf die Fehltritte und gefährlichen Meinungen, welche er in der Glaubenslehre gehegt hatte. Vielleicht — so hoffen wir — wird erst 1860 sein Name ohne Furcht genannt, sein Verdienst ohne Aengstlichkeit

gerühmt, und sein Gedächtnis, ohne einen Eiferer zu beleidigen, erneuert werden.

Zwölftes Kapitel.

Seine häuslichen Umstände und Charakter.

Doch ich habe von seinen Familienumständen und häuslichen Tugenden bisher, um den Faden der Geschichte nicht zu zerreissen, zu wenig gesagt, als daß ich nicht diesem Punkte einen besondern Abschnitt widmen sollte. Gleichwohl ist es interessant, den Mann, welcher so oft vor unsern Augen öffentlich gehandelt hat, auch in seinem Hause herumwandeln zu sehen. Dadurch wird sein Bild uns gleichsam näher vor Augen gerükt, da wir es vorher nur in der Entfernung sahen. Und wenn ich auch jezt nur einige unvollkommene flüchtige Züge liefere, so hoffe ich doch, daß, wenn dieser Mann bisher unsere Achtung sich erwarb, nun unsere Liebe sich wird zu verdienen wissen.

Die Verhältnisse als Gatte und Vater mußten einem so zart fühlenden Herzen die schönsten Empfindungen abloken. Wer ihn mit seiner Gattin umgehen sah, der freute sich ein Paar zu finden, das ganz für einander fühlte und lebte. Zärtliche Liebe, gegenseitige Schonung und De-

likatesse in jedem Gespräche, aufmerksame Fürsorge zeichneten diese Ehe vor andern aus. Hätte seine Gattin mit ihrem guten Herzen einen größern Geist verbunden, so trüge ich kein Bedenken, ihre Verbindung für ganz glüklich zu halten. Allein dadurch, daß sie ihn oft durch unzeitige Fürbitten unterbrach, ihn bei Trübsalen durch Klagen noch mehr ängstigte, mochte sie ihm manche unangenehme Stunden machen. „Verlaß mich Gott nicht im Alter, wenn ich grau „werde!" war ein gewöhnlicher Seufzer ihres ängstlichen Gemüths. Hierzu gesellten sich ihre Krankheiten, die sie immer zu erdulden hatte. Aber dies alles ertrug er so gelassen, daß sie selbst mehrmals gestand, auch nicht durch ein Wort jemals von ihm beleidigt worden zu sein.

Schon von dem Gatten kann man auf den Vater schliessen. Er war ein großer Kinderfreund, trug seine Kinder selbst oft auf dem Arme herum, spielte mit ihnen in den kleinen Zwischenräumen bei seinen Geschäften, und ergözte sich an ihren unschuldigen Handlungen. Ein Franzose, der, um seine Bekanntschaft zu machen, ihn besuchte, fand ihn mit der einen Hand ein Buch halten, worin er las, und mit der andern sein Kind wiegen. Als er darüber seine Verwunderung zu erkennen gab, sagte Melanchthon: „Sie sehen, ich bin Vater!" Ein ander-

mal hatte ihm ein Blik auf die öffentlichen Angelegenheiten Thränen ausgepreßt. Seine noch ganz kleine Tochter, die dies bemerkte, sprang auf ihn zu und wischte ihm mit einem Tuche die Thränen ab. Und der Vater fand darinne Trost und Stärkung. Ueber diese herzliche Liebe zu seinen Kindern vergaß er nicht ihre Erziehung. Er hatte, wie schon oben bemerkt worden, zwei Töchter und eben so viel Söhne. Eine Tochter, Anna, ganz das Ebenbild ihres sanften Vaters, die er auch vorzüglich liebte, verheyrathete sich an den damals berühmten Dichter Sabinus. Allein das war ein unruhiger tollkühner Kopf, und ihrer sanften Tugenden ganz unwürdig. Er lebte liederlich, machte Schulden und verbitterte ihr das Leben. Ich vermag es nicht, den Kummer des Vaters über seine unglükliche Tochter darzustellen. Oft bereute er es mit Thränen, seine Einwilligung in diese Verbindung gegeben zu haben. „Ich sahe, schrieb er, ihre herzliche „gegenseitige Liebe, und vermochte es nicht, zu „widerstehen. Der Mensch hat mich betrogen.“ Sie starb von Sorge und Gram abgehärmt, schon 1547, und Melanchthon fand darin noch einige Freude, daß er ihre hinterlassenen Töchter zu sich nehmen konnte.

Seine zweite Tochter, Magdalena, wurde an den Arzt D. Peucer zu Wittenberg verheyra-

thet. Diese Ehe war für ihn Entschädigung für das Unglük seiner ältesten Tochter. Sein ältester Sohn, Philipp, erlebte, ungeachtet er in seiner Jugend immer kränklich war, ein Alter von 80 Jahren. Ausser dem Namen hatte er mit seinem Vater wenig gemein. „Nach meinem „Tode, schreibt der Vater von ihm, wird er von „den Wohlthaten anderer leben müssen. Er hat „ein gutes Herz, aber wenig Geist und Kopf.“ Im Jahre 1550 schrieb er: „Ich war zu Tor„gau, und da mein Sohn und eine dortige Witt„we sich mit einander verbinden wollten, gab ich „meine Einwilligung. Beide gehen mir nahe. „Die Person scheint einen guten Charakter zu ha„ben.“ Endlich wurde dieser Sohn Notarius der Universität und des Consistorii zu Wittenberg, und hinterlies wahrscheinlich keine Kinder. Man hat noch einige Briefe Melanchthons an diesen Sohn aufgefunden, die wenigstens beweisen, daß er es an zärtlichen liebreichen Ermahnungen zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit nicht hat fehlen lassen. Sein zweiter Sohn Georg starb schon nach zwei Jahren. Melanchthons einziger Bruder Georg lebte noch lange nach ihm als Amtmann zu Bretten. Beide liebten sich zärtlich und aufrichtig, und freueten sich schon lange voraus, wenn einer den andern zu besuchen Hoffnung gemacht hatte.

Melanchthon war ein Mann von kleiner Statur. Aber seine offne erhabene Stirne ließ schon einen großen Geist in ihm vermuthen. Diese, so wie seine schönen hellen Augen, und breite Brust würde ihm noch ein besseres Ansehen gegeben haben, wenn er nicht die eine Schulter immer etwas tiefer getragen hätte, als die andere. Die Natur hatte ihn wenigstens in der Körperbildung nicht übersehen. Daß er immer hager blieb, war vielleicht eine Folge seiner beständigen Arbeiten. Ein Uebel war es, daß er immer mit Schlaflosigkeit zu kämpfen hatte. Hatte er Sorgen auf dem Herzen, oder den Tag über mehr, als gewöhnlich nachgedacht, so konnte er auch nicht eine Stunde schlafen. Sehr oft führt er darüber Klagen, und wünschte an der Stelle der Handarbeiter zu sein. In äusserster Mäßigkeit fand er das einzige Gegenmittel. Daher aß er Abends wenig, und legte sich zeitig schlafen. Und gleich nach Mitternacht kehrte er wieder zu seinen Arbeiten zurük. Alle seine Schriften waren ein Werk seiner Frühstunden. Es war ihm nichts empfindlicher, als wenn er des Abends durch etwas gestört wurde. „Kann ich ohne Sorgen zu „Bette gehen, schreibt er, so kann ich mit Sor„gen aufstehen.“ Wurden ihm des Abends Briefe überbracht, in welchen er einen wichtigen Inhalt vermuthen konnte, so erbrach er sie erst des Mor-

gens. Nur im hohen Alter konnte er sich überwinden, auf Anrathen der Aerzte des Mittags eine Stunde zu schlafen. Sonst war er ein Feind von aller Medicin, die er oft auf eine tadelnswürdige Art verschmähte.

In diesem Körper wohnte eine fein fühlende Seele. Sein Herz war zu den heftigsten Empfindungen geneigt. Ein Wort, ein Ton, ein Anblik konnte ihn zu Thränen oder zum Lachen bewegen, der andere gleichgültig ließ. Immer wußte sein feines Gefühl diejenige Seite von einer Sache zu fassen, welche die hervorstechendste war, und von andern nicht so zart gebildeten Seelen übersehen wurde. Die Regeln des Schönen und Guten waren gleichsam in sein Herz geschrieben. „O welch ein Gemählde!“ rief er einmal in einer katholischen Kirche bei dem Anblike eines schönen Bildes aus, als ihn seine eifrig lutherischen Begleiter erinnerten, daß er in einer katholischen Kirche nichts bewundern dürfe. Ein schöner Garten, ein angenehmer Spaziergang goß über sein ganzes Wesen Heiterkeit und frohe Stimmung. Muntere Gespräche, freundschaftliche Vergnügungen floh er nicht. Er war sehr gern unter muntern Menschen. Dabei hatte er so wenig bäurisches und grobes von den damaligen Zeiten, daß sein Betragen mit seinen Zeitgenossen ziemlich kontrastirte.

Diese Eigenschaften machten ihn zum angenehmsten Gesellschafter. Sein froher Scherz und treffender Wiz erheiterten alle Gespräche, wenn nur sein Gemüth von Sorgen frei war. Ohne daß man es vermuthete, wußte er immer eine trokne Satyre anzubringen, die niemanden beleidigte. Und wenn sie ja beleidigte, so war es ihm kränkender, als dem Beleidigten selbst, den er gewiß auf alle Art wieder zufrieden zu stellen suchte. Sein überaus glükliches Gedächtnis kam ihm auch bei Gesellschaften zu statten. Bei jeder Gelegenheit wußte er einen ähnlichen Vorfall aus der Geschichte, einen anwendbaren Vers aus einem alten Dichter, eine unerwartete Sentenz einzumischen, die jedermann überraschte. In dieser Hinsicht lassen sich auch seine Briefe nicht ohne Vergnügen lesen. Noch lieber hörte man ihn über gelehrte Dinge mit andern disputiren. Sein Scharfsinn, der alles gleich durchdrang, sein Wiz, wodurch er dem Gegner überlegen war, verbunden mit seiner Sanftmuth, die dem, welcher zum Erröthen gebracht worden war, gleich wieder zu Hülfe kam, waren davon Ursache.

Es ist wahr, jede Kleinigkeit konnte ihn für etwas einnehmen, und eben so leicht dagegen aufbringen. Dies war vorzüglich der Fall in der Jugend. Heftig und stark war die Empfindung des ersten Augenbliks. Und wäre ihm seine Ver-

nunft nicht zu Hülfe gekommen, so hätte ihn sein Temperament auf mannigfaltige Abwege führen können. Allein er hatte das eigene, daß er im ersten Augenblike sich zu nichts entschloß. Man konnte ihm die größte Beleidigung sagen; und er antwortete erst nach einer Viertelstunde. Man konnte ihm die schlimmste Nachricht hinterbringen; und er fühlte es heftig, aber er rührte sich eine Zeitlang nicht. Das war ihm Gesez und Vorschrift, von welcher er nicht abwich. Weit gefehlt, daß seine Sanftmuth etwa Temperamentstugend gewesen wäre, wie man immer sein Bild vorzustellen pflegt. Nein! alle Nachrichten von ihm stimmen darin überein, daß sein Temperament leidenschaftliche Hize war, die er nur durch Grundsaz und Selbstherrschung, durch einen öftern Kampf mit sich selbst so sehr zu mäßigen wußte. Wie viel Verdienst darin liegt, mögen diejenigen beurtheilen, die wie er gekämpft haben.

Dabei war in seinem ganzen Wesen so wenig verstoktes, so wenig Zurükhaltung und Verheimlichung, daß freundschaftliche Tugenden in seinem Herzen Plaz fanden. Melanchthon war zu sehr Freund! Seine Briefe, die er schrieb und erhielt, lagen immer offen da. Seine Reden unter Freunden waren so wenig gekünstelt, daß manche niederträchtige Menschen davon nicht sel-

ten üblen Gebrauch machten. Es war ihm unmöglich, einem Bittenden etwas abzuschlagen. Bemerkte er nur einen heimlichen Wunsch bei andern, so war er auch geneigt, bei sonst gleichen Umständen ihn zu befriedigen. Kamen Unglükliche zu ihm, so schonte er keine Mühe und Fürsprache, um ihnen zu helfen. Nie hatte er mehr Muth, als dann. Er fühlte zu fein, um für sich zu bitten. Aber für andere es zu thun, kostete ihm keine Ueberwindung. Wie klug er mit hizigen und sich oft übereilenden Freunden umzugehen wußte, davon war Luther selbst ein Beweis. Die innige Freundschaft zwischen beiden Männern würde nicht lange bestanden haben, wenn Melanchthon eben so hizig und polternd gewesen wäre, als jener. Ich kann dies nicht besser, als mit Melanchthons eigenen Worten beweisen: „Luther war bei seinen großen Tugenden von Natur hizig und aufbrausend. Oft „mußte ich ihm eine sclavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperamente folgte, und weniger auf seine Person und „das allgemeine Beste Rüksicht nahm. Er konnte es nicht gut leiden, wenn man von seiner „Meinung abwich.“ Und doch liebte er ihn als seinen Vater, und vermied jede Gelegenheit zu irgend einem Misverständnisse. Dies war um

so schwerer, da er in manchen Stüken ganz anders dachte und verfahren wissen wollte, als Luther.

Melanchthons Freigebigkeit verdient nicht ohne Einschränkung Lob. Oft mußte er und seine Familie darunter leiden. Immer speißte und unterstüzte er Nothleidende, Vertriebene, arme Studenten, und manche, die ihm selbst Geschenke gemacht hatten, wurden darüber nicht selten unwillig. „Man giebt es ja nicht mir, sprach „er dann, sondern nur zu meinem Gebrauch." Bei solchen Umständen konnte es nicht fehlen, sein Einkommen war kaum zureichend. Es ereignete sich mehr als einmal, daß er sogar aus Geldmangel einige seiner Geräthschaften verkaufen mußte. Nicht selten misbrauchte man auch seine Güte. Wußte jemand nirgends etwas zu erhalten, so gieng er zu ihm. Von dieser Unverschämtheit nur ein Beispiel! Man hatte ihm einmal einige alte Gold- und Silbermünzen geschenkt. Gleich darauf bot er einige einem Freunde an, der seine Verwunderung über ihre Schönheit zu erkennen gegeben hatte. „So nehmen Sie doch einige!" sprach er. „Ach ich wünschte sie alle" versezte jener. Und Melanchthon gab sie. Aber eine andere Tugend, welche Wohlthätern oft fehlt, fehlte ihm nicht. Er wollte nie Wohlthaten erwiesen haben, noch weniger ließ er sich gegen andere etwas davon merken.

Zu seinem eigenen Unterhalte brauchte er sehr wenig. Köstliche Speisen waren seine Sache nicht. Kleine Fische, Eyer und Gartengewächse waren seine liebste Nahrung. Um seiner Schlaflosigkeit vorzubeugen, trank er täglich ein Glas alten Wein, womit ihn viele Fürsten und Städte reichlich versorgten. Kam er zu jemanden und fand eine reich besezte Tafel, so spottete er darüber. Als sich einmal sein Wirth entschuldigte, daß er in der Geschwindigkeit nicht mehr habe auftreiben können, versezte er: „Ihre „Entschuldigung ist wahrhaftig grösser als mein „Magen. Wären alle so groß, als Sie zu er„kennen geben, so müßte der liebe Gott in der „Welt viel anschaffen." Eben so mäßig bewies er sich in der Kleidung. Er trug beständig auswärts und zu Hause ein langes herabhängendes Kleid, das vorne zugeknüpft war, und ließ sich schlechterdings nicht überreden, immer mit den Kleidern zu wechseln.

Diese Mäßigkeit im Essen und Trinken war auch schlechterdings ein Erfordernis bei seinen vielen Arbeiten. Man muß es bedauern, daß man ihm Dinge von so verschiedener Art aufbürdete. Ich zweifle nicht, er würde noch weit mehr geleistet haben, wenn er immer nach seiner Neigung hätte studieren können. Wie viel Zeit kosteten ihm nicht die vielen auswärtigen

Verrichtungen; die Vorreden und Verbesserungen fremder Schriften, die wirklich unzählbar sind; die Besuche von Reisenden, die seine Bekanntschaft und Empfehlung haben wollten; die Gutachten in zweifelhaften Dingen, die er geben mußte u. s. w.? Alles, was zu Wittenberg und selbst an vielen andern Orten heraus kam, mußte er durchsehen und prüfen. Man seze zu dem allen hinzu seine vielen eigenen Schriften, und seinen mündlichen Unterricht, und wundere sich, daß seine Gesundheit nicht noch weit mehr darunter litt. Der Churfürst Friedrich der Weise erinnerte ihn daher einmal schriftlich, wenn er die übrigen Aussprüche des Apostels für wahr halte, so mögte er auch an dem nicht zweifeln: „Pfleget des Leibes!"

Personen, denen allgemein geschmeichelt wird, sind in Gefahr, ein Selbstvertrauen sich eigen zu machen, das ihnen selbst nachtheilig und andern fühlbar ist. Melanchthon wich derselben aus. Aeusserungen seiner Demuth finden sich überall in seinen Schriften. Und wenn man diesen nicht trauen wollte, so sprechen die übereinstimmenden Nachrichten von seinem Umgange mit andern dafür. Selbst mit den niedrigsten Personen gieng er liebreich und freundlich um, welches um so weniger verdächtig ist, je mehr Heuchelei und Verstellung mit seinem Charakter im Widerspru-

che steht. Er hatte einen Menschen bei sich, dessen Redlichkeit und Treue ihm eben so erprobt, als unentbehrlich war. Dieser besorgte sein ganzes Hauswesen, kaufte ein, führte die Rechnung, und verläugnete oft einstweilen die Summe der Casse, wenn sein Herr alles den Armen geben wollte. Ohne ihn wäre er gewiß in die traurigsten Umstände gerathen. Allein er belohnte auch seine Treue, schrieb an ihn die freundschaftlichsten Briefe, ohne sich etwas zu vergeben, und bedauerte es sehr, da dieser endlich in seinem Hause starb. An ihm billigte er besonders die Pünktlichkeit, mit welcher er seine Aufträge besorgte. Nicht gerade in seinen Geräthschaften, aber in seinen sowohl als fremden Handlungen war Melanchthon von Ordnung ein Freund. Wollte jemand mit ihm etwas gemeinschaftliches thun, so ließ er sich genau die Zeit und den Ort bestimmen, und ward allemal unwillig, wenn der andere noch nicht daran gedacht hatte. Ich verweise hier auf die Zeichnung zurük, die ich von seinem Vater geliefert habe.

Dreizehntes Kapitel.

Noch ein Blik auf seine Verdienste.

Es ist mir unmöglich, meine Leser von diesem Manne scheiden zu lassen, ohne noch mit ihnen einen flüchtigen Blik auf seine Verdienste zu thun. So weit ich von der Anmaßung entfernt bin, ein gültiges und vollendetes Urtheil über diesen großen Mann fällen zu können, so glaube ich es der Liebe, die ich zu ihm hege, schuldig zu sein, davon noch einen besondern Anhang zu machen. Ich glaube dabei um so kürzer verweilen zu können, da das wichtigste davon schon an seinem Orte gesagt worden ist. Nur eine kleine Zurükweisung auf das vorige soll das gegenwärtige sein.

Nicht leicht ist über jemanden so verschieden geurtheilt worden. Allein darin stimmen alle überein, daß sein Einfluß auf Wissenschaften und Sprachkenntnisse von der wohlthätigsten Art war. Um dieses sein Verdienst gehörig zu würdigen, darf man nur auf den traurigen Zustand der damaligen Zeiten zurükbliken. Es wurden zwar Wissenschaften und Künste gelehrt, aber ihr Vortrag war dunkel, ohne lichtvolle Ordnung, mit einem solchen Wuste von unnöthigen Dingen angefüllt, daß mancher junge Mann, der Neigung und Kopf hatte, von ihrer Erlernung zurükgescheucht

scheucht wurde. Melanchthon bemerkte dies nicht sobald, als er auch Anstalten traf, diesem Uebel abzuhelfen. Seine frühe Bekanntschaft mit den Schriftstellern von Griechenland und Rom, die er schon in seinem 21 Jahre alle gelesen hatte, hatten in seinem Kopfe ein Licht angezündet, das er sehr wohl benuzte. Noch mehr hatte er dem Studium der Aristotelischen Philosophie zu verdanken, welcher er mit Beständigkeit anhieng, so viele Versuche auch Luther machte, ihn davon abzuziehen. Sie hatte zwar ohne ihre Schuld manches Unheil in einigen finstern Köpfen angerichtet, aber gewiß Melanchthons Geist an eine Bestimmtheit und Klarheit der Begriffe gewöhnt, die jeden Gegenstand, auf den er sich wandte, aufklärte und auch oft verschönerte. Mit diesen Fähigkeiten ausgerüstet, verfertigte er fast für alle Theile der Wissenschaften neue Lehrbücher, über welche gegen 200 Jahre lang auf allen protestantischen Universitäten gelesen wurde. Man fühlte ihr Bedürfnis zu sehr, als daß man sie nicht mit dem größten Danke aufnehmen sollte. Er übertraf alle seine Vorgänger an Ordnung, geschmakvoller Wahl und Gründlichkeit. Und man darf gewiß keinen Widerspruch fürchten, wenn

man ihn in dieser Hinsicht den allgemeinen Lehrer Deutschlands nennt. Wir haben von ihm eine Logik, Rhetorik, Ethick, Physik, Poetik u. s. w. Um die Schulen machte er sich besonders dadurch verdient, daß er eine griechische und lateinische Grammatik schrieb. Man kann behaupten, daß die griechische Sprache durch ihn erst in dem nördlichen Deutschlande recht bekannt wurde. Die griechische Grammatik erhielt nur bei seinem Leben 28 Auflagen, und die lateinische 32. Beide wurden selbst in andern Ländern eingeführt und nachgedrukt. Noch in diesem Jahrhunderte ist die leztere 1714, 34 und 37 gedrukt worden. Ich zweifle fast, daß jemals Schulbücher geschrieben werden dürften, die so lange ihre Existenz behaupten. Sie hatten ein größeres Glük als seine theologischen Schriften, die seit der Einführung der Concordienformel bald in den Ruf der Käzerei kamen.

So wie er durch schriftlichen Unterricht den Wissenschaften wichtige Dienste leistete, so war sein mündlicher Vortrag eben so wohlthätig. Seine vorzügliche Gabe, alles leicht zu machen, sein Bemühen alles unbrauchbare aus seinem Unterrichte zu verbannen, seine sanfte und dabei doch muntere Lehrart verschaften ihm unter seinen Zuhörern

allgemeinen Beifall. Ein Fremder, der einmal seinen Vorlesungen beiwohnte, rief voll Verwunderung aus: „die Apostel können Jesu nicht auf„merksamer zugehört haben, als die Studenten „dem Melanchthon."

Seine Schreibart ist ganz ein Abdruk seines Herzens. Er hat nichts erhabenes und schwülstiges. Alles ist fließend, natürlich und verständlich, und dabei nichts überflüssiges oder üppiges. Er war Meister in der Kunst, alles in einer so schönen Ordnung und Lebhaftigkeit zu erzählen, daß dem Leser sich alles ohne Mühe darstellte. Nie schweift er von einer Sache ab, die er abhandelt. Der Fluß seiner Rede bleibt immer in seinen Ufern. Selbst in der Poesie war er nicht unerfahren. Er urtheilt zwar von seinen Gedichten sehr verächtlich; „Ich wünschte, daß meine „Possen nie herausgekommen wären. Da ich „weiß, daß poetisches Talent ein Geschenk des „Schöpfers ist, so bin ich nicht so thöricht, mich „denen beizurechnen, welche dieses Geschenkes „theilhaftig wurden. — Nur zuweilen bei gro„ßen Leiden oder auf meinen Reisen habe ich ei„nige verfertiget." Und doch wurden seine Sinngedichte oft gedrukt und noch öfterer gelesen.

Bemerkenswerth ist es, daß er keine Neigung zum Predigen hatte. Man erzählt, daß er Luthers Bitten, doch einmal zu predigen, einst nachgegeben, eine Predigt verfertiget aber umgeworfen habe. Wenn es wahr ist, daß Luther ihn oft vergebens ersuchte eine Predigerstelle anzunehmen, so ist es doch höchst unglaublich, daß ein Mann, der ein so glükliches Gedächtnis hatte, der bei so vielen Religionsconventen unerschroken Vorträge machte, der selbst in Wittenberg unvorbereitet Reden vor so vielen Menschen hielt, aus Furcht nicht habe predigen können.

Aber eben komme ich auf einen Vorwurf, wodurch man seine Verdienste hat schmälern wollen. Man hat ihn der Furchtsamkeit beschuldiget. Ob mit Recht oder Unrecht, darüber muß seine Geschichte entscheiden. Es giebt Menschen, die im Augenblike der Gefahr Unerschrokenheit und Muth beweisen, aber ehe die Gefahr kömmt, öfterer daran denken, mehr sich darauf vorbereiten, als der rasche und kühne Mann. Zu diesen gehörte Melanchthon. Will man dies Furchtsamkeit nennen, so vergesse man nur nicht, daß er eben so wie Luther die gefährlichsten Reisen unternahm, daß er mit den erbittersten Feinden auf Religionsconventen standhaft und unerschro-

ken sprach, daß er von dem, was ihm in der evangelischen Lehre wichtig und bedeutend schien, aller Drohungen ungeachtet nicht abwich, daß er mehr als einmal bereit war, sein Leben aufzuopfern. Hieher gehört auch folgende Anekdote. Es war des Abends unter den Studenten zu Wittenberg ein Aufstand entstanden. Um diesen zu stillen, gieng er in finsterer Nacht auf die Straßen, stieß selbst auf den Anführer, und, da dieser, ein wilder besoffener Mensch, schon eine Bewegung machte, auf ihn zu stechen, redete er ihn, statt zu erschreken, mit Ernst an und — machte dem Lärmen ein Ende. Sehr oft ereignete sich auch der Fall, daß er zu Pferde ganz allein durch große und einsame Wälder Reisen machte. Würde er wohl das gethan haben, wenn er eigentlich furchtsam gewesen wäre?

Aber eben darum, weil er ein zartes Gefühl hatte, war er auch ängstlich besorgt für die Erfüllung seiner Pflicht und für das allgemeine Beste. Daher war er so sehr zum Nachgeben bereit, wo er es nur thun zu können glaubte. Daher wollte er nicht gern Haß, Feindschaften, Kriege, Blutvergiessen aus dem Unterschiede von Meinungen entstehen lassen. Daher bemühte er sich, wenigstens das Seinige zu thun, um keine

Schuld davon auf sich zu haben. Daher empfand er die größte Unruhe, wenn er sich den Vorwurf machte, einer Uneinigkeit nicht genug vorgebeugt zu haben. Daher rieth er auch andern, lieber Unrecht zu dulden, als auf seinem Rechte zu bestehen. Daher sann er noch immer auf Mittel zur Vereinigung, wenn andere schon über die Unmöglichkeit rasch entschieden hatten. Daher sah er die Gefahren, wo andere nichts befürchten zu müssen glaubten. Kluge Bedachtsamkeit, vorsichtige Vermeidung aller raschen Entschlüsse, die leicht auf Abwege führen — das war der Hauptzug in seinem Bilde. Wer seine Furchtsamkeit heftig anklagt, der hat es mit seinen Grundsäzen zu thun. Man muß jedem seine Meinung in der Religion lassen, und keinen Andersdenkenden hassen oder gar verfolgen; jeder kann irren, auch wenn er seiner Sache noch so gewiß zu sein glaubt; in äusserlichen Gebräuchen und Nebendingen kann man sich nach andern bequemen, wenn man dadurch große Uebel vermeidet; mit allzu rascher Hize bei einer Sache zu Werke gehen, vereitelt oft den besten Zwek. — Das waren Melanchthons Grundsäze, die ihm den Ruf der Furchtsamkeit zuzogen. Er haßte die Fehler, welche Aufklä-

rern gewöhnlich eigen sind, Hastigkeit, allzugroße Verachtung alles Alten, Mangel an Rüksicht auf Ort und Zeit. Und o wie viele könnten hier von ihm lernen! Oft tadelte er nicht die Sache selbst, sondern nur den unzeitigen Eifer derer, die sie vortrugen. Die Worte Jesu: „Daß sie eines sind, gleichwie wir" führte er immer im Munde. „Von den streitsüchtigen Theo„logen befreie uns, Herr!" pflegte er in die Stammbücher zu schreiben. Seinen Verfolgern Böses zu wünschen, war ihm ganz fremd. Er bezeugt daher an einem Orte Verwunderung, wie David in einigen Psalmen so viel Böses auf seine Feinde herabwünschen könne. Auf der andern Seite war es ihm unmöglich, etwas zu billigen und zu loben, was seinem Gewissen zuwider war. Wenn daher Menschen zu ihm kamen, die sich Empfehlungen von ihm erbaten, denen er sie doch mit gutem Gewissen nicht geben konnte, so gab er ihnen lieber ein Stük Geld. Doch er konnte es ja selbst dulden, wenn man ihn furchtsam schalt; und warum ich nicht?

Aber wodurch nüzte er nun der Reformation? Vielleicht durch folgende fünf Punkte am meisten.

Schon durch seine Schonung war er derselben förderlich. Er hielt seinen Freund Luther von manchem übereilten Schritte zurük, und machte das oft wieder gut, was jener durch allzugroße Hize schlimm gemacht hatte. Ich könnte davon viele Beispiele anführen, wenn mich dies nicht zu weit abführte. So hatte Luther den Erzbischoff von Mainz durch seine heftigen Reden beleidiget. Melanchthon brachte es dahin, daß er wieder besänftiget wurde. Natürlich, daß es nicht ohne gute Folgen blieb, wenn er Leuten, die ohnedies schon erbittert waren, mit Liebe begegnete. Natürlich, daß sein sanfter Vortrag auf den vielen Religionsconventen den Katholiken vortheilhaftere Begriffe von den Lutheranern beibringen mußte. Natürlich, daß es gute Wirkungen hervorbrachte, wenn die Gegner sahen, man verkenne nicht ihr Gutes, und werfe nicht alle ihre Meinungen um. Natürlich, daß dadurch sehr viele die evangelische Lehre lieb gewannen, die ihr sonst nie beigetreten sein würden. Selbst der Kaiser Karl der Fünfte schäzte deswegen den Melanchthon, bis er endlich über die verweigerte Annahme des Interims auf ihn erbittert wurde. Und ich zweifle nicht, die Reformation würde an manchen

Orten nicht Fortgang gehabt haben, wenn nicht oft Melanchthons Charakter ihr Vorläufer gewesen wäre.

Gleichen wohlthätigen Einfluß hatte seine gründliche lichtvolle, mit Beweisen unterstüzte Darstellung der evangelischen Lehre. Luther hatte nur in zerstreuten Schriften die neuen Lehren verbreitet, und dabei immer so viel Streit mit Widersachern geführt, daß man den ganzen Zusammenhang nicht gut übersehen konnte. Jezt schrieb Melanchthon nicht nur die öffentlichen Schriften, die bei dem Reichstage übergeben wurden, sondern auch seine besondere Dogmatik. Hier war alles in einer so schönen Ordnung, in einer so lichtvollen Sprache, mit so viel Klarheit vorgetragen, mit so viel Beweisen und Gründen unterstüzt, daß nun jeder lesen und prüfen konnte.

Auch das rechne ich unter seine Verdienste, daß er die neue Lehre vor vielen Misverständnissen sicherte. Wie es zu gehen pflegt, wenn Irrthümer bestritten werden, so giebt das immer Anlaß, auf das entgegengesezte zu verfallen. So hatte Luther — um nur ein Beispiel anzuführen — die katholische Lehre von guten

Werken bestritten, nach welcher die pünktliche Beobachtung kirchlicher Gebräuche, Fasten u. s. w. einen besondern Werth ertheilten. Nun gieng man auf das Gegentheil über, und wollte überhaupt gute Handlungen für überflüssig erklären. Melanchthon war es, der solchen Misverständnissen entgegenarbeitete.

Ich gehe zu dem vierten Punkte über, worin ich ein Verdienst Melanchthons um die Reformation erblike. Ich meine seine Erklärung des N. Testaments. Unzählbar sind seine Schriften, welche Auslegungen desselben enthalten. Aber das war es auch, was die Reformation beförderte. Sobald man die Schrift verstand, so erblikte man auch den wahren Geist Jesu und seiner Apostel, und konnte über alles urtheilen. Luther gesteht es oft, wie sehr ihm der gelehrte Philipp bei schweren Stellen der Schrift geholfen und wie viel er von ihm gelernt habe. Auch wäre Luthers Bibelübersezung gewiß nicht so ausgefallen, wenn Melanchthon nicht sein Helfer und Rathgeber gewesen wäre.

Aufklärung in den Wissenschaften bewirkt Aufklärung in der Religion. Wenn dies eine unbezweifelte Wahrheit ist, so ergiebt sich auch

hieraus Melanchthons wohlthätiger Einfluß. Denn wer will es läugnen, daß man dadurch, indem man von ihm Sprachen und Wissenschaften lernte, zur Annahme vernünftiger Belehrungen in der Religion geneigter wurde? Wer will es läugnen, daß, wenn er durch Philosophie und andere Kenntnisse den Verstand aufklärte, auch zugleich der Reformation die wichtigsten Dienste leistete?

Nach diesen Betrachtungen fällt es in die Augen, beide Männer, Luther und Melanchthon waren unentbehrlich. Keiner durfte fehlen. Keiner stand im Schatten. Jeder hatte seine Verdienste. Es ist überaus interessant, eine Parallele zwischen beiden Männern zu ziehen. Folgende kann vielleicht in manchen Theilen verunglükt sein. Luther war unternehmender, Melanchthon planvoller; jener war zu hohen Empfindungen geneigt, dieser zu feinen; jener handelte ohne Furcht, dieser immer mit Rüksicht auf Zeit und Umstände; jener war geübter, dieser erfahrner; jener betrug sich besser vor der Gefahr, dieser besser nach derselben; jener sah die Folgen von Begebenheiten, dieser berechnete sie; jener fieng Revolutionen an, dieser wußte sie zu lenken; jener wußte andern zu ge-

bieten, dieser sie zu leiten; jener konnte viel vom Schiksale ertragen, dieser viel von andern; jener schäzte die Wissenschaften, dieser liebte sie; jener hatte Kenntnisse, dieser Gelehrsamkeit; jener besaß Beurtheilungskraft, dieser Scharfsinn; jener bestritt eher Irrthümer, dieser erblikte sie eher; jener lehrte die Wahrheit, dieser bewies sie; jener war unterhaltend im Umgange, dieser angenehm; jener spottete derb, dieser mit feinem Wiz; jener liebte Offenherzigkeit, dieser Geradheit; jener hatte ein gutes Herz, dieser ein gebildetes; jenem waren Arbeiten Bedürfnis, diesem waren sie Pflicht; jener war in seinen Ueberzeugungen fest, dieser sehr oft zweifelhaft.

Vierzehntes Kapitel.

Zwei noch ungedrukte Briefe Melanchthons.

Folgende zwei Briefe habe ich in einer alten Vulgata von 1543 hintenangeschrieben gefunden. Sie stehen noch in keiner mir bekannten Briefsammlung, und tragen doch, so viel ich urtheilen kann, alle Zeichen von innerer und äusserer Wahrscheinlichkeit an sich. Es ist be-

kannt, daß Melanchthon mit seinem Bruder über öffentliche Angelegenheiten immer korrespondirte. Dies und noch mehr ihr wichtiger Inhalt bestimmt mich, sie in einer wörtlichen deutschen Uebersezung mitzutheilen.

An Georg Melanchthon.

Du hast also dein Versprechen hieher zu kommen nicht gehalten, wie ich doch so sehr gewünscht hätte. Jeden Tag habe ich auf dich gehoft, und dies aus zwei Ursachen: Erstlich wollte ich gern noch mehr von dem Tode meiner Mutter wissen, *) von welchem du mir so wenig geschrieben hast. Ich weihe ihr noch manche Thräne. Daß sie noch meiner in ihren lezten Augenbliken erwähnt hat, freuet mich herzlich. Kannst du dich von Geschäften los machen, so komm und erzähle mir alles aus-

*) Sie war kurz vorher gestorben. Ein Umstand, der die Aechtheit dieses Briefes beweiset, ist der, daß Melanchthon in epp. ad Cam. p. 128 schreibt: meus frater scripsit mihi. Matrem nostram decessisse non satis clare scribit, sed conjicio synancha extinctam esse.

führlich. Sodann solltest du mich auch bei meinen jezigen Sorgen trösten und aufrichten. Mein Herz ist voll von Kümmernissen. Die beiden Männer Luther und Zwingli können nicht übereinkommen, welches doch mein sehnlichster Wunsch wäre. Herr wenn wirst du Friede in deinem Reiche schaffen! Man wird sich noch so lange streiten, bis es den Heiden ein Greuel ist. Da disputiren sie über das Abendmahl, gleich als ob sie in den Himmel gesehen und Jesum gefragt hätten, wie er die Worte: das ist mein Leib! verstanden habe. Sie werden es doch hier auf Erden nicht ausmachen. Und es gehört auch wohl nicht für uns Schwache, alles ergrübeln und erforschen zu wollen. Genug wenn wir nur wissen und glauben, was zu unserm Heile nöthig ist. Das übrige macht nur Zank, woran der Herr gewiß keinen Gefallen hat. Ich für meinen Theil werde so gesinnt bleiben und mich nicht versündigen. Du aber komm und tröste deinen Bruder. Geschrieben zu Marburg im Jahr 1529.

An Ebendenselben.

Fast möchte ich glauben, ich sei unter einem unglüklichen Himmelszeichen gebohren. Denn gerade das, was mein Herz am mehrsten angreift, muß ich erfahren. Armuth, Hunger, Verachtung und andere Uebel will ich gern erdulden. Aber was mich ganz niederschlägt, ist Zank und Streit. Dazu bin ich schlechterdings nicht geschikt. Ich soll das Buch *) schreiben, das den Ständen übergeben werden soll. Aber ich sehe im Geiste voraus die Schmähungen, Kriege, Verheerungen und Schlachten. Und wenn es nun an mir lag, daß ich es verhindern konnte? Herr, auf den ich traue, hilf du mir selbst. Du richtest uns, wie wir gesinnt sind! Die Sache darf ich nicht verlassen, so lange ich lebe, aber durch meine Schuld soll auch der Friede nicht gehindert werden. Es wollten andere Theologen das Buch schreiben, und wollte Gott! man hätte es ihnen zugelassen. Vielleicht hätten sie es besser machen können. Nun sind sie unzufrieden mit dem meinigen, und wollen einiges geändert haben. Hier ruft einer,

---

*) Er meint die Augsburgische Confession.

dort schreit ein anderer. Aber wenn ich es machen soll, muß ich auch meine Art beibehalten und alles fliehen, was noch mehr erbittert. Ich schreibe, bedenke mich, bessere, ändere wieder und Gott ist mein Zeuge, meine Absichten sind gut. Aber der Lohn wird sein, daß man mich haßt. Erquike du mich bald mit einem Briefe. Geschrieben zu Augsburg im Jahre 1530.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tischer, Johann Friedrich Wilhelm, 1767-1842

Sammlung interessanter Lebensbeschreibungen, Meinungen und Schiksale merkwü
rdiger Personen

Bd.: 2

Zofingen 1798

Biogr.c. 286-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10209106-9
VD18 90534530-001